Aus dem Psychologischen Institut der Universität Bonn.
(Direktoren: Prof. Dr. Behn und Prof. Dr. Rothacker)

Untersuchungen schizophrener Sprachäußerungen unter Berücksichtigung ihrer Beziehung zur Umgangssprache

Ein Beitrag zur psychologischen Auswertung sprachlicher Ausdrucksformen

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

genehmigt

von der philosophischen Fakultät

der

Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität

zu Bonn

Von

Walter Roderich Kalbitzer

aus Essen

1936

Druckerei u. Verlag wissenschaftlicher Werke Konrad Triltsch, Würzburg

Berichterstatter: Prof. Dr. B e h n.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meinen lieben Eltern.

Vorwort.

Diesen Ausführungen liegt ein Protokoll zugrunde, das im Psychologischen Institut der Universität Bonn aufgenommen wurde. Ein mit Sicherheit als schizophrener Geisteskranker diagnostizierter Patient der Psychiatrischen Klinik wurde zum Sprechen veranlaßt. Dieser berichtet dann von seinen Erlebnissen zu Beginn der eigentlichen Psychose. Der Kranke sprach etwa 90 Minuten lang. Später wurde er aufgefordert, den gleichen Inhalt schriftlich zu seiner Verteidigung niederzulegen. Diese schriftlichen Äußerungen habe ich gelegentlich vergleichsweise herangezogen, um die Besonderheiten des Spontansprechens gegenüber der schriftlichen Sprachäußerung zu zeigen.

Einleitung.

Die experimentelle Psychologie, soweit sie sich mit der Eigenart des Individuums befaßt, bezieht ihr Material aus den Ausdruckserscheinungen, die sich dem Beobachtenden zur Auswertung anbieten. Unter Ausdruckserscheinungen ist weitgehend alles zu verstehen, was seelische Grundstimmungen zum Ausdruck bringt: Geste, Mimik, Pantomimik und auch die sprachlichen Ausdrucksformen. Ihre Triebkräfte sind mehr psychischer Art als biologisch aufzufassen. Sie gewähren mit ziemlich großer Eindeutigkeit Einblicke in die psychischen Situationen, aus denen sie resultieren. Weitgefaßt sind sie das Spiegelbild seelischer Vorgänge und Erlebnisse.

Die physischen Äußerungen und die dahinterstehenden Triebkräfte stehen in normalen Verhältnissen im funktionalen Zusammenhang zueinander. Diese Tatsache erleichtert die Einfühlung in das zur Verwertung vorliegende Material. Die Ausdrucksformen richten sich an andere; und in dem Maße, wie sie es tun, sprechen wir von einfühlbaren und nichteinfühlbaren Phänomenen. Jeder Ausdruck erregt in dem, der ihn wahrnimmt, ein Mitgefühl, das sich zwischen den beiden Polen — auf der einen Seite direkte Ablehnung, auf der anderen Seite vollständiges Verstehen — bewegt. Ob diese Äußerung beabsichtigt ist oder nicht, ist nur insofern von Interesse, als die unbeabsichtigten Ausdrucksformen echter und impulsiver sind als die, bei denen das Willensmäßige mehr betont ist.

Da meinen Untersuchungen Sprachäußerungen zu Grunde liegen, seien hier die außersprachlichen Ausdrucksmittel nur so weit berücksichtigt, wie sie an der Gestaltung der sprachlichen Äußerung beteiligt sind.

Die mimischen Elemente sind natürlicher, ursprünglicher als die lautlichen Sprachäußerungen und sind oft wirksamer als die Worte, die sie begleiten. In ihnen kommen die affektiven Tendenzen besser zum Ausdruck, wie es die Mitteilungsformen zeigen, bei denen auf das Wort verzichtet wird: beim künstlerischen Tanz. In ihm kommen die affektiven Impulse zur Geltung, die auf die Seele des Tanzenden einwirken. Er bewegt sich nach rhythmischen Gesetzen, die teils überliefert, teils frei erfunden sind. Eine biologisch begründete Tendenz zum Rhythmus begünstigt die Herausbildung regelmäßiger Tanzformen. Doch der Mensch mußte sich allerdings erst auf die Ausdrucksfähigkeit des

Tanzes besonnen haben. Das Moment des Willens trat in den Vordergrund. Mit der Verflechtung des Tanzes mit Musik und Poesie war die Voraussetzung zur Entwicklung der Tanzkunst von der einfachen rhythmischen Bewegung bis vollendeten künstlerischen Form gegeben. Die durch affektische Tendenzen verursachten Bewegungen haben durch die dem Menschen immanente rhythmische Bereitschaft ihre Kunstformen erhalten.

Der Tanz ist bei den primitiven Naturvölkern der Ausdruck des Gemeinschaftsempfindens und entwickelte sich auf magisch-religiöser Grundlage. Die rhythmischen Bewegungen bekamen sakrale Bedeutung. In allen menschlichen Situationen trat der Tanz in Funktion. Geister wurden beschworen; Krankheiten, Tod und drohende Naturkatastrophen durch ihn abgewehrt. Überall sehen wir den Tanz als Reflexerscheinung. Ursprünglich wurde getanzt, um drohendes Unheil abzuwenden oder um der Freude Ausdruck zu geben. Allmählich ging der primitive Mensch dazu über, auch seinen Willen, seine einzelnen Wünsche tänzerisch darzustellen. Bei Bestellung der Äcker wurde ebenso getanzt wie beim Auszug in den Krieg, zur Jagd oder zum Fischfang. Der Zweck, der dabei verfolgt wurde, ist folgender: Der Dämon, der über Feld, Krieg, Jagd und Fischfang herrscht, mußte durch das Tanzen gnädig gestimmt werden. Der primitive Mensch glaubt, daß das Tanzen den Dämonen wohlgefällig sei und sie geneigt mache, ihm seine Wünsche zu erfüllen. Wegen seiner Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit hat der Tanz sich auch in den höher entwickelten Stufen der Religionsübungen erhalten.

Der Primitive ist im bloßen Rhythmus stecken geblieben. Aber er hat ihn so ausgestaltet, daß er zu einer bedeutenden Äußerungsform innerer Regungen geworden ist. Seine rhythmischen Bewegungen sind ausdrucksfähiger geworden als seine Sprache. Im Tanzen drückt er mehr Religiosität aus, als es ihm mit Worten möglich ist. Der Tanz dient zur Ausgestaltung seines Gottesdienstes. Ihm kommt daher höchste soziale Bedeutung zu. Auch im christlichen Kult ist er wesentliches Moment der Ausgestaltung des Gottesdienstes gewesen.

Weil der Tänzer in der Lage ist, Grundstimmungen und Gefühle zum Ausdruck zu bringen, müssen die Tanzformen hochwertigen Symbolcharakter besitzen. Der Grad der affektischen Erregungen kommt in der Schnelligkeit der Bewegung und im Rhythmus zum Ausdruck. Die Bewegungen selbst aber sind Symbole für etwas, was der Tänzer dem Zuschauer mitteilen will.

Der Primitive setzte Masken auf, wählte bestimmte Kleidung je nach Zweck und Bedarf und gestaltete dadurch seinen Tanz eindrucksvoller. Aus dem Tanz wurde die Pantomimik, die Vorstufe des Dramas. Lebenssituationen wurden zum Ausdruck gebracht. Götter und Dämonen waren Gegenstand der rhythmischen Mitteilungsformen. Die Phantasie fand bei der Durchbildung konventioneller Tanzformen ein reges Betätigungsfeld. Dadurch, daß der Tanz symbolhafte Bedeutung bekam, konnte der Tänzer

diese zur Mitteilung benutzen. Der Primitive „sprach" dadurch zu seinen Artgenossen und wurde von diesen weitgehend verstanden. Das zeigt der Beifall, der sich im Mitsingen und Mittanzen äußerte.

Als der Tanz zur Kunstform wurde, wurden die variierenden Impulse zugunsten überlieferter Formen unterdrückt. Damit ließ auch die Ausdrucksfähigkeit nach. Der Tänzer mußte sich an die vorgeschriebenen Formen halten, und durch die Vorsicht, nichts falsch zu machen, ging manches Ursprüngliche verloren. Mit der bewußten Ausgestaltung der rhythmischen Ausdrucksformen war der Tanz nun nicht mehr die Manifestierung individueller Gefühlsäußerungen, vielmehr drückte er nur noch ein einheitliches Empfinden und ein Gefühl der Gemeinsamkeit aus. Die affektischen Werte kamen durch ein solches Korrektiv nicht voll zum Ausdruck. Somit wurde das gesprochene Wort zu Hilfe genommen in der Form der metrisch gebundenen Rede. Hieraus entwickelte sich das kultische Drama.

Der Kult der Urchristenheit fand im Gegensatz zur tänzerischen Ausdrucksform das Wort als alleinigen Träger der Mitteilung inwendiger Erlebnisse. Alle wortlosen kultischen Handlungen dienen doch der Äußerung metaphysischer Kräfte auf magischer Grundlage. Darauf verzichtete die Urgemeinde bewußt. So machte das Wort sich selbständig und nahm eine selbstherrliche Stellung ein. Religiöse Regungen wurden ausschließlich durch das Wort wiedergegeben. Unverständlichkeit des gesprochenen Wortes wurde zum Maßstab für die Tiefe des göttlichen Erlebnisses, und nicht ekstatische, tänzerische Bewegungen.

Für den anderen waren diese Sprachäußerungen unverständlich. Der Sprechende sprach eine „fremde" Sprache, wobei die Aktivität vollständig ausgeschaltet war. Diese Sprachäußerungen wurden sogar für die Mitgläubigen unverständlich, die doch vom gleichen Geist beseelt waren (vergl. 1. Cor. 14). Eine Mitteilung des Gotteserlebnisses an Außenstehende war auf diesem Wege vollständig ausgeschlossen. So siegte auch hier die Vernunft, die allen Gefühlsäußerungen abhold ist. Auch beim Kranken spielt das Zungenreden eine Rolle: „... mein Gebet nahm einen geflügelten Verlauf, die Zunge, in schwirrende Schwingungen versetzt, trug, wie die sausenden Räder das Auto, die geflügelten Worte im Fluge dahin." Dieser Zustand ist das Ergebnis seiner „Gebetskämpfe".

Mit dem Ausbau der Gottesdienstordnung kamen auch die musischen Elemente mehr zur Geltung. Die wortlosen kultischen Handlungen, auf die die Urchristengemeinde verzichtete, begannen sich zu entwickeln. In der Liturgie nahmen sie einen großen Raum ein. Der Christ wurde symbolschaffend. Das geschah in der Sprache, aber besonders in Gebärde und Handlung: „Der Mensch drückt aus und versteht" (R. Guardini). Alle Formen des Gottesdienstes sind voller Symbolbeziehungen. Der Dom, der die Größe Gottes verkündet und der genau vorgeschriebene

Schritt am Altar, alles ist symbolhaft. Für jedes Ereignis wurde eine besondere Liturgie geschaffen. Mißverhältnisse führten zu Unverständlichkeiten. Sie sind dadurch bedingt, daß dem Gebenden die Ausdrucksfähigkeit verloren ging oder dem Nehmenden das Verständnis. Oder mit anderen Worten ausgedrückt: Solche Schwierigkeiten entstanden immer dann, wenn die kulturpsychologische Basis, auf welcher die jeweiligen Symbole geschaffen wurden, sich änderte und die Kräfte, die die Liturgie herausgebildet haben, verkümmert waren. Die Kirchen leiden immer unter diesen Krisen. Und der Anspruch einer Religion auf Alleingültigkeit wird durch die Veränderung der Voraussetzungen ihrer Substanzen immer wieder angegriffen.

Im Verlauf der Kulturentwicklung, die neben, manchmal entgegen den Kultformen vor sich ging, wurden die natürlichsten Ausdrucksmittel zugunsten des Wortes immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Die Ausbildung der Sprache zum souveränen und allgemeingültigen Ausdrucksmittel ist so weit fortgeschritten, daß sie zur Darstellung von Ereignissen und Erlebnissen ausreicht. Die musischen außersprachlichen Elemente drängen sich aber zuweilen vor und zeigen dem aufmerksamen Zuhörer — jetzt nicht mehr Zuschauer — die Triebkräfte der sprachlichen Gefühlsäußerungen.

Die Darstellung der Erlebnisse geschieht in Symbolen, die allgemeinverständlich sein müssen. Der Primitive benutzte bekannte rhythmische Formen und teilt damit seinen gleichartigen Zuschauern Unbekanntes, aber durchaus Verständliches und Einfühlbares mit. Desgleichen muß der Sprechende sich des Gemeinsamen, Immerwiederkehrenden bedienen, denn nur so ist er im Stande, Unbekanntes einfühlbar zu vermitteln — das Ziel des Sprechens. Die Ausdrucksphänomene müssen also einfühlbar sein; sie müssen eine Adresse haben. Das subjektive Empfinden wendet sich an den Nächsten und versucht, diesen mitempfinden zu lassen, was den Sprechenden bewegt.

Dieses Mitteilungsbedürfnis hat den kultischen Tanz bis zur Kunstform entwickelt, aus der urchristlichen Glossolalie eine praktische Seelsorge gemacht und aus der Sprache ein Ausdrucksmittel für alle psychischen Sonderzustände.

Erlebnisform und Ausdrucksform stimmen überein; sie stehen im funktionalen Zusammenhang. Veränderte Erlebnisform bedingt eine veränderte Ausdrucksform. Affektische Erlebnisse haben eine emotionale Ausdrucksweise zur Folge. Häufig bleibt die Ausdrucksweise emotional bei der Reproduktion, selbst wenn die Erregung des Erlebnisses längst abgeklungen ist. Emotionale Ausdrucksweise läßt ihrerseits auf emotionale Erlebnisweise schließen.

Die Einfühlbarkeit ist möglich, wenn die Erlebnisse und ihre Ausdrucksformen sich innerhalb der Grenzen des psychischen Nachvorstellungsvermögens des Zuschauers oder Zuhörers bewegen. Der primitive Tänzer wird unverständlich, wenn er nicht be-

kannte Tanzfiguren benutzt. Sind die Ausdrucksformen zu blaß oder zu bizarr, so wird der primitive Zuschauer beidem mit relativer Verständnislosigkeit gegenüberstehen. Dasselbe gilt im gleichen Umfang für die sprachlichen Äußerungen. Wenn Erlebnisinhalte sich jenseits der Grenzen des psychischen Einfühlungsvermögens ereignen, oder wenn die Sprache zu sehr affektbeladen ist, verläßt der Sprechende die allgemein gültigen Grundlagen der Verständigung.

Die Möglichkeit der sprachlichen Verständigung ist sehr groß. Die Sprache hat Symbolcharakter und bekommt durch diesen Darstellungsfunktion. Diese zeigt sich in der Benennung des Gegenstandes, in dem möglichst alle Merkmale und alle Begleitumstände einbegriffen werden. Bis zur rein begrifflichen Ausdrucksweise, die konventionellen Charakter hat, hat die Sprache ihre höchste Entwicklungsstufe erreicht.

Der Mensch wird in eine Kulturstufe hineingeboren und macht in etwa in der Kindheit und Jugendzeit die Entwicklung seiner kulturellen Umgebung durch. Mit der fortschreitenden Domestizierung des Individuums lernt dieses sich in der Fülle der Gegebenheiten zurechtfinden. Diese Fähigkeit wird normalerweise erworben. Sie kann aber auch verloren gehen. Es stellt sich im Einzelfall heraus, wie weit das Individuum sich Gegebenheiten angeeignet hat, das heißt, in welchem Maße es sich in seiner Umgebung zurechtgefunden hat. Das eben gesagte gilt für alle Äußerungsformen, die die Kultur herausgebildet hat; auch in der Sprache muß der heranwachsende Mensch sich zurechtfinden. Wegen ihrer kulturellen Bedeutung hat die Sprache im erhöhten Maße gemeinschaftsbildende Funktion.

Wir müssen die Sprache als soziale Einrichtung betrachten, wobei der Sprechende gegebene Formen einhalten muß, um nicht mißverstanden zu werden, und seinerseits an der Gestaltung der allgemeingültigen Ausdrucksform beteiligt ist. Die Persönlichkeit des Sprechenden läßt sich aus der Art, wie dieser sich der sprachlichen Ausdrucksmittel bedient, leicht bestimmen. Die Beurteilung geht nach drei Betrachtungsweisen vor sich. Von den dargestellten Inhalten abgesehen, die besonders aufschlußreich sind, können wir (nach Mette)

1. aus der Art, wie die Satzeinheiten aneinander verknüpft sind, die Denk- und Vorstellungsweise bestimmen,
2. aus der Wahl der Ausdrucksmittel die Gefühlsweise erkennen,
3. aus dem Rhythmus und der Sprechweise die Gestaltfunktion beurteilen.

Havers weist nach, daß die Sprache das Ergebnis von psychologischen Bedingungen und Triebkräften ist, sprachgeschichtlich wie auch im individuellen Sprachgebrauch. Er zeigt im einzelnen, welche Bedingungen und Triebkräfte hauptsächlich an dem Zustandekommen der jeweiligen Sprachform beteiligt sind.

Bei der Untersuchung der Phänomene nach ihren Bedingungen und Triebkräften ist es zunächst gleichgültig, ob das Individuum geistig normal ist oder nicht. Das Krankhafte zeigt sich höchstens in der Intensität der am Umbau wirksamen Kräfte. Das gilt ganz besonders für die Beurteilung der Ausdrucksphänomene des schizophrenen Geisteskranken, zumal diesem Krankheitsbild nach unserer bisherigen Kenntnis wenig oder gar keine organischen Veränderungen zugrunde liegen. Trotz Anamnese und erbbiologischer Bedingtheit dieser Geisteskrankheit sind ihre Sprachäußerungen für sich zu werten. Ich lasse demnach das pathologische Moment unberücksichtigt. Die in der Psychiatrie übliche Bezeichnung der Ausdrucks- und Gestaltphänomene als Ergebnis des Abbaus oder eines Zerfallprozesses hat nur unter der Bedingung Gültigkeit, wenn das augenblickliche Stadium unserer Sprache als Norm gilt und das Zurechtfinden in ihr, ihre vollständige Beherrschung, als Prüfstein der Geistesverfassung gelten kann. Ich habe bei meinen Untersuchungen gefunden, daß die formale Seite der Sprachäußerung unseres Kranken für seine Geisteskrankheit in diesem Stadium kein Kriterium sein kann. Die im Protokoll vorkommenden Phänomene haben vorwiegend psychologischen Charakter und das steht im Vordergrund des Interesses. Die psychiatrische Wertungsskala, die an der Norm des Gesunden orientiert ist, hat mit ihren Extremen: pathologisch-normal, innerhalb deren Breite sie die Ausdrucksphänomene einordnen will, für die Sprachäußerungen des Kranken nicht in dem Umfang Gültigkeit. Wir werden den Maßstab des Primitiven bis zum Hochdifferenzierten, vom Ursprünglichen bis zum Kunstvollen anlegen müssen. Das Individuum ist auf Gegebenheiten angewiesen. In welchem Maße hat es sich dieselben zunutze gemacht. Wie findet es sich darin zurecht.

Schon beim flüchtigen Lesen der Texte taucht eine Fülle interessanter Probleme auf, die sich für religionspsychopathologische Studien eignen. Ich benutzte den Inhalt jedoch nur um zu zeigen, wie weit dieser die formale Seite der Sprache beeinflußt hat. Das Protokoll macht zunächst den Eindruck, als enthalte es eine Störung aller Funktionen, die an der Sprachbildung beteiligt sind. Doch bald wird aus dem unverständlichen Durcheinander von Versehen und Fehlern ein verständliches Ganzes. Sprunghaftes Denken, Erhöhung der Ausdrucksfunktion, Herabsetzung der Mitteilungsfunktion, Denkstörungen verursachen das seltsame Gemisch von wirksamen, stimmungsvollen Ausdrucksmitteln und stereotypen Wiederholungen derselben sprachlichen Eigentümlichkeiten, die die Sprache starr und leblos erscheinen lassen. Hierzu gehören alle Stereotypien der Wortdiktion und der Satzbildung, das Perseverieren einer bestimmten Redeform und dergleichen mehr.

Im alltäglichen Leben sind wir darauf angewiesen, den Sprechenden nach den geäußerten Inhalten zu beurteilen, das heißt, wir urteilen eigentlich nur nach den Inhalten und lassen den

Sprechenden unberücksichtigt. Die Gedanken werden aber vom Bewußtsein kontrolliert und je nach Zweckmäßigkeit zurückgehalten oder abgeändert: Der Gedankenablauf untersteht der Kontrolle. Dadurch ist die Möglichkeit gegeben, Tatsachen zu verdecken, schief darzustellen, wesentliche Umstände hervorzuheben oder zu übergehen. Das kann mit Willen geschehen, aber auch unbewußt; ersteres würde die Aufgabe nur erschweren. In beiden Fällen aber bietet die Art, wie Gedanken formuliert werden, und die sich daraus ergebenden Spracheigentümlichkeiten einen eindeutigen Hinweis auf die Individualität des Sprechenden. Denn diese Eigentümlichkeiten sind erlebnismäßig bedingt. Sie zeigen uns die Mentalität und Reagibilität des Individuums und lassen sich wegen ihrer Eindeutigkeit gut auswerten. Das gilt von den Phänomenen bei gesunden Menschen, wie auch von denen psychopathischer Naturen. Bei den letzteren ist die Beurteilung wohl etwas schwieriger wegen der stärker ausgeprägten Defektphänomene, die in den Vordergrund treten und die durchschnittlichen psychologischen Eigenheiten, die ihn als Persönlichkeit charakterisieren, nicht voll zur Geltung kommen lassen.

Bei der Bearbeitung des Protokolls lasse ich alles spezifisch zum Krankheitsbild gehörige aus und versuche, ohne der Leistungsfähigkeit zu mißtrauen, die sprachliche Leistung des Kranken nach den drei angeführten Gesichtspunkten, der Ausdrucksfunktion, der Mitteilungsfunktion und der Bedeutungsfunktion, zu beurteilen und weise innerhalb dieser Kategorien die Bedingungen und Triebkräfte nach, die am Zustandekommen der Phänomene wirksam sind. Bei der Beurteilung dieser Phänomene berücksichtige ich die Umgangssprache, worunter ich die Sprache verstehe, die der nichtgebildete Durchschnittsmensch spricht, der es nicht gelernt hat, seine Sprache zu disziplinieren. Es erleichtert die Arbeit wesentlich, wenn wir berücksichtigen, daß einer der aus Unkenntnis bestehender grammatischer Regeln gegen dieselben verstößt, nicht falsch spricht, sondern seine Gedanken nach eigenen Gesetzen sprachlich formuliert. Ich habe im Protokoll keine Phänomene vorgefunden, die nicht auch in der Umgangssprache anzutreffen wären. Und wenn man gelernt hat, auf Phänomene zu achten, so findet man beim sorgfältigen Beobachten immer solche Merkwürdigkeiten bei uns selbst und noch mehr an anderen.

Alle Phänomene sind in der Umgangssprache ebenso geläufig wie im Protokoll. Es besteht kein genereller Unterschied zwischen beiden; ja nicht einmal die Häufung der Phänomene ist spezifisch krankhaft. Die vielen Spielarten kommen auch bei Normalen vor.

Die Fragestellung meiner Untersuchungen ist also folgende: Wie lassen sich die erscheinungsmäßigen Formen der Sprachäußerungen unseres Kranken, die häufig Fehlleistungen sind, mit Begriffen der Syntax erklären und welches sind die Bedingungen und Triebkräfte, die für das Zustandekommen derselben verant-

wortlich sind. Diese Untersuchung führe ich nach den drei Gesichtspunkten durch:

1. Nach der Ausdrucksfunktion,
2. nach der Mitteilungsfunktion,
3. nach der Bedeutungsfunktion.

1. Abschnitt:

Die Ausdrucksfunktion.

Jede Ausdrucksform ist psychomotorisch ein Gebilde des Affekts- und Willensausdrucks und geschieht in bestimmten Bewegungsformen, die bei allen Lebewesen gleichförmig sind und regelmäßig wiederholt werden, denn es besteht eine biologisch bedingte Neigung zu rhythmischen Bewegungen. Bei höher entwickelten Lebewesen, bei Kindern und primitiven Völkern tritt die rhythmische Gesetzmäßigkeit in den Ausdrucksformen seelischer Stimmungen deutlicher in die Erscheinung. Im Leben der Primitiven ist der Tanz die rhythmische Ausdrucksform, bei Kindern die Bewegungsstereotypien beim Spiel. Die musischen Prinzipien haben als die primitivsten Bestandteile der Ausdrucksbewegungen ursprünglich die Ausdrucksformen beherrscht. Sie werden im Laufe der Entwicklung der Sprachen zugunsten einer contrarhythmischen Ausdrucksform zurückgedrängt; aber sie halten sich im Psychomotorium bereit und treten gerne da auf, wo das seelische Korrektiv nur unvollständig oder gar nicht in Funktion treten kann. Auf dem Gebiet des Sprechens herrschen diese musischen rhythmischen Tendenzen in der Umgangssprache; aber auch in der Intellektualsprache spielen sie eine wesentliche Rolle.

Betrachten wir die Sprache nach ihrem Duktus, so stellen wir auch hier eine gewisse Einförmigkeit fest, die durch die Zielsetzung der Rede und andere Gründe bedingt ist. Diese Einförmigkeit ist nicht taktmäßig. Der Duktus der Sprache verändert sich aus sprachlichen und psychologischen Gründen. Durch die Veränderung von der taktmäßigen Wiederholung zur organischen Gleichförmigkeit wird der Takt zum Rhythmus. Der Rhythmus beherrscht also den Ablauf der Sprachäußerungen, weil er einer dem Menschen immanenten Gesetzmäßigkeit entspricht. Die musischen Elemente der Sprache sind der Ausdruck der Grundaffekte des Menschen. Sie verleihen der Sprache ihre Ausdruckskraft. Ihr Mangel beeinträchtigt die Wirkung.

Die Dynamik und Tonhöhe, das ruhige Dahinfließen der Sprache sind dem Affekt weitgehend unterworfen. Der Grundaffekt des Individuums und die momentanen affektischen Schwankungen, denen es unterworfen ist, beeinflussen die Ausdrucksfunktion der Sprache. Bei Persönlichkeiten mit erhöhter Affektivität und labiler Gemütsverfassung, wie etwa bei den schizophre-

nen Typen, für die die Erlebnisinhalte besonders schwerwiegend sind und die der Umwelt mehr ausgeliefert sind, zeigt der Rhythmus und die Stimmlage eine dementsprechende größere Veränderlichkeit. In solchen Fällen wird erst recht deutlich, wie sehr die Verständlichkeit von den nicht sprachlichen rhythmischen Elementen der Sprechsprache abhängig ist und wie sehr solche Elemente an Fehlleistungen wirksam sind.

Die Triebkraft zu diesen Phänomenen ist der Angstaffekt, der als negatives Agens negative Gestaltungsfunktion besitzt. Die Auswirkung des Angstaffektes ist die Durchbrechung der phylogenetischen Schicht der Erziehung und Kultur. Ähnliche Erscheinungen beobachten wir ebenfalls bei den verwandten Affekten, wie Zorn, Haß, Schmerz und anderen. Hier genügen schon geringe Reize, um bei ihnen Affektwirkungen auszulösen. Die unbewußten hyperbolischen Kräfte treten dann schon bei den kleinsten Anlässen in Funktion. Diese Affekte wirken auf die gesamte Psychomotorik und entstellen alle normalen Ausdrucksformen. Die Sprache ist besonders dazu geeignet, diese veränderten Affekte zu verdeutlichen. Sie wirken sich zunächst in der Veränderung des Rhythmus aus, was häufig zu sprachlichen Fehlleistungen führt. Sie stören den rhythmischen Sprachablauf. Die Ausdrucksnot ist zum Teil hierdurch erklärt.

Die Melodie der Sprache richtet sich nach der affektischen Wertung der Aussageinhalte. Ihre Komponenten, Tonstärke, -höhe, -intervalle lassen sich variieren. Sie können zusammenwirkend den Sinn der Inhalte unterstreichen. Mißverhältnisse von Sinn und dynamischen Elementen sind häufig die Veranlassung zu Fehlleistungen.

Die Amplitude der tonstarken Silben ist in den einzelnen Erzählungsphasen durchschnittlich gleichmäßig. Sie verändert sich mit dem Bedeutungsgehalt der dargestellten Inhalte. Der Rhythmus der Stellen, wo der Kranke bloße Tatsachen berichtet, ist ein wesentlich anderer als der Rhythmus in Darstellungen auf erhöhter emotionaler Basis. Ich weise nun die rhythmischen Unterschiede an zwei Textausschnitten des Protokolls nach. Es handelt sich bei den ausgewählten Texten A und B um abgeschlossene Erzählungseinheiten:

Textprobe A.

Ja, ich habe es also gebrochen, gewissermaßen. Ich habe gegessen wieder wie früher und daraufhin wurde ich so unglücklich darüber. Ich fing an, mir Vorwürfe zu machen. Und mein ganzes Glück und auch mein ganzes Tun in der Kaserne, was bis dahin so wunderbar gewesen war, so also, wenn ich den Untergebenen immer Freund gewesen bin, das hörte alles auf. Alles wurde lahm gelegt, mein ganzes Tun, und ich hatte bis dahin sehr viel getan. Ich hatte zum Beispiel auch geschult gehabt. Ich war zum Unteroffizier ernannt worden. Ich hab Deutsche Kriegsgeschichte vorgetragen. Und das hörte alles allmählich auf, wurde gelähmt.

[ch auch, natürlich, ich hab durchgehalten. So hab ich zum Bei-
spiel meinen Vortrag trotz all dieser Hemmungen immer gehal-
:en und kein Mensch hat irgend was gemerkt, daß ich innerlich
zu kämpfen hatte. Aber mir war das so furchtbar, einen Vortrag
zu halten, wo ich gar keine Verbindung richtig mehr mit meinen
Soldaten hatte. Denn es wurde alles nur so herausgepreßt, jedes
Wort. Ich war gar nicht bei der Sache, denn ich wurde viel zu
sehr beansprucht von diesen innerlichen Konflikten, verstehen
Sie; und trotzdem hab ich's durchgehalten und durchgebissen, so
daß kein Soldat es gemerkt hat. Und auch dann ä (auf) eigen-
artige Weise hab ich's nachher doch eingestellt, also diese Schu-
ung. Und das kam dadurch. Wir sind bestellt worden zu einer
Besprechung nach Berlin, also die Unteroffiziere. Und dort haben
vir die Anweisung bekommen, wie wir befehlen sollten, was wir
durchnehmen sollten. Und während der Anweisung war ich so er-
müdet, daß mir einmal das Auge zufiel. Also ich habe gekämpft,
ch hab mich dagegen gewehrt gegen diese Müdigkeit und war
auch vor lauter inneren Kämpfen immer so müde geworden, daß
ch auch in diesem Augenblick da für'n Moment mir die Augen
:ufielen.

Textprobe B.

Und nun kommt eines Tage / — komme ich denn und / esse wie-
ler nichts. Und dem war etwas ganz wunderbares wieder vor-
.usgegangen. Ich hatte im Hof / hatte ich / gespielt und / hatte
nich dann etwas ausgeruht / und während ich mich nun ruhte,
:am ich plötzlich wieder ins Sterben / also wieder dieses / Aber
.un / nicht mehr wie damals / auf diese / wie soll ich das nun aus-
rücken / auf diese übernatürliche Art und Weise, sondern auf
ein natürliche. Ich lag nun da, mein Herz fing einmal an zu
.lopfen, aber es war diesmal nichts / gar nichts außernatürliches /
anz natürlich. Mein Herz / klopfte, fing schneller an zu klopfen,
ng rasend an zu klopfen, fing so an zu klopfen, daß ich / genau
wußte, jetzt ist es aus mit mir. Und während das Herz nun so
aste und ich das / mein letztes Stündlein / also meine letzte Mi-
ute gekommen sah, und voller / nur, in der Todesangst war /
nd da riß ich mich zusammen, und ich schaute / wollte nun also
tark sein und wirklich meinen Mann stehen in dieser furchtbaren
tunde, und riß mich zusammen und machte noch ein gutes / gutes
Gesicht bei dem Spiel, net wahr. Und sah in den Himmel und /
inmal merkte ich, wie diese / Tod / also wie dieser Kampf gegen
ie Todesnot verebbte, wie ich ge- / wie ich innerlich auflebte und
oll Freude wurde einfach / und ich wußte immer noch, daß / und
ch war immer noch / im / also im / im Sterben und nun wartete
ch auf den letzten Moment und war nun voller Seelenfrieden und
chaute in den Himmel und oben noch die Wolken — nicht wahr —
s war so schöner blauer Himmel an dem Tag und die Wolken
ogen so 'rüber / so schöne weiße Wolken. Und nun wartete ich /
nd nun stand ich noch einmal auf und sagte nun / und machte

noch ein gutes Gesicht / Herr, wenn du's so haben willst — nicht wahr — dann bring ich das Opfer und hab dann gebetet / Sterbegebete für mich / so ein ganz kurzes Gebetchen / mich hingekniet und wartete und wartete / und / 'f einmal fing mein Herz wieder langsam an zu schlagen und wurde immer langsamer, aber wieder ganz natürlich und ich merkte, es war vorüber / und es kam nichts.

Textprobe C.

Anschließend folgt die Textprobe C, die ich für die Untersuchung des Rhythmus nicht verwendet habe.
- ... . . und nun kam schon der dritte Tag verging und 'n vierten Tag, da kam er schon und sagte: So jetzt können wir's nicht mehr mit ansehen. Der General kam, er könne es jetzt nicht mehr mit ansehen, ich müßte unbedingt jetzt wieder essen und zwar mit / jetzt kommt das Allerschönste / Ich war mit den Herren so befreundet geworden. Der General war sehr befreundet, und der Leutnant war sehr befreundet. Der Leutnant hatte mich allen / hatte / war mein Lehrmeister gewissermaßen geworden. Ich hatte mit ihm angefangen Griechisch zu lernen. Ich hatte ihm das gesagt, daß ich Theologie studieren würde und der General hatte / hatte der General im Unterrichtsraum / also im Hörsaal hatte ich die ganzen Dinge mit ihm besprochen und dann / jedenfalls, die Herren waren so um mich besorgt, jetzt, rein aus Besorgtheit sagten sie mir also, ich solle aufhören und / und kamen noch aus Besorgtheit zu zu diesen Drohungen, daß sie mit / denn mit dieser künstlichen Ernährung kommen müßten / also mit dem Schlauch und machten mir also Vorstellungen, wie das furchtbar wäre.

Textprobe A ist eine parataktische Aneinanderreihung ruhig gesprochener Sätze. Der Kranke erzählt die Begebenheiten als äußere Ereignisse, die auf seine Mentalität wenig Bezug haben. Textprobe A ist die ruhigste Erzählungsphase im Protokoll.

Textprobe B zeigt deutlich die Wirkung des vorherrschenden Affekts. Der Kranke erzählt seine Halluzination, in der er von Tod und Teufel bedroht wurde.

Ich untersuche nun den Rhythmus dieser beiden Texte nach der von Marbe empfohlenen Untersuchungsmethode. Es werden nur die Haupttonträger nach dem dynamischen Betonungsgesetz akzentuiert. Dann stelle ich die Zahl z der zwischen je zwei Tonhöhen liegenden Silben fest. Die vor der ersten und nach der letzten Tonhöhe liegenden Silben bleiben unberücksichtigt.

Text A hat insgesamt 481 Silben, darunter 144 tontragende und 337 tonschwache Silben. Text B hat insgesamt 536 Silben, darunter 176 tontragende und 460 tonschwache Silben. Zu x Tonträgern gehören x — 1 Intervalle. Ich addiere die Silbenzahl der einzelnen Intervalle und dividiere das Ergebnis durch x — 1. Dadurch erhalte ich das arithmetische Mittel der Intervalle = m.

Für den Text A ist x = 144, die Anzahl der Intervalle = 143, die Summe der Zahlen z = 337. Das arithmetische Mittel $m_A = 2{,}356$. Für Text B ist x = 176, die Anzahl der Intervalle = 175, die Summe der Zahlen z = 460. Das arithmetische Mittel $m_{\infty} = 2{,}649$. Zur Berechnung der mittleren Variation v substrahiere ich vom arithmetischen Mittel den Intervall z ohne Rücksicht auf Vorzeichen und errechne hieraus ebenfalls das arithmetische Mittel = v. Ergebnis: $v_A = 1.17$; $v^{\infty} = 1.17$. Hiermit verlasse ich den von Marbe vorgezeichneten Weg.

Stellenweise war die Skandierung zweifelhaft; sie hängt von der Auffassung des Textes ab, von der Geschwindigkeit des Lesens und von anderen Einflüssen. Unter diesen Gesichtspunkten sind die errechneten Werte nicht absolut gültig. Die Werte für m und v zeigen keinen nennenswerten Unterschied. So müssen wir schon die Intervalle vergleichen.

Intervalle	0-	1-	2-	3-	4-	5-	6-	7-stufig
Text A	3	34	49	32	15	9	0	1
Text B	14	53	47	44	9	5	2	1.

Um absolute Vergleichswerte zu bekommen, lasse ich bei B und A die über A hinausgehende Silbenzahl unberücksichtigt, das heißt, ich reduziere den längeren Text B auf die Silbenzahl des Textes A.

Intervalle	0-	1-	2-	3-	4-	5-	6-	7-stufig	Silbenzahl	Tonstark
Text A	3	34	49	32	15	0	0	1	481	144
Text B	24	49	44	37	7	5	2	1	481	150.

Die Zahl z schwankt zwischen 0 und 7. Der 7-stufige und die zwei 6-stufigen Intervalle des Textes B sind durch Störung des Sprachablaufs entstanden, dadurch daß kurz vor dem Tonträger abgebrochen wurde. B hat eigentlich keine 6- und 7-stufigen Intervalle. Im ruhigen Text A ist der zweistufige Intervall am häufigsten von allen Intervallen. Im erregt gesprochenen ist es der einstufige Intervall. Der Hochtonhiatus kommt in A dreimal vor. In zwei Fällen ist er zweifelhaft. Die 4- und mehrstufigen Intervalle sind als Kennzeichen der ruhigen Sprechweise in A häufiger vertreten als in B.

Es läßt sich also folgendes feststellen:

Der Unterschied zweier Texte auf verschiedener emotionaler Basis kommt durch die Errechnung der Mittelwerte nicht klar zum Ausdruck, da die Zahlen der Hochtonstellen in den zwei gleichsilbigen Texten (481 Silben) gar nicht sehr unterschiedlich sind. (A = 144; B = 150 tonstarke Silben). Es verschiebt sich hauptsächlich das Schwergewicht der Tonträger im ruhigen Text zu den großen Intervallen hin, im erregt gesprochenen zum Hochtonhiatus.

Damit ist also der Nachweis erbracht, daß Inhalte, die den Sprechenden bewegen, den Rhythmus erheblich beeinflussen können.

Die Melodie der Rede ist von der Satzwahl abhängig und indirekt von den Inhalten, die in der Rede zum Ausdruck gebracht werden. Bei Störungen jeder Art senkt der Sprechende sein Sprachniveau. Die Ausdrucksformen werden weniger differenziert. Sie passen sich einer primitiveren Ausdrucksweise an, die je nach Intensität der Störung bis zur Stufe kindlicher Sprachäußerungen herabsinken. Wir betrachten zunächst einmal die Kräfte, die zur Vereinfachung der sprachlichen Leistungen führen. Wir werden sehen, daß die Satzmelodie, der Rhythmus am Zustandekommen von Sprachphänomenen beteiligt ist.

Das Sprachgefühl registriert eine Aussage als einen Satz, wenn der Rhythmus einen bestimmten Duktus hat und die Melodie nicht gestört ist. Beim Sprechen ist der Verlauf des neu begonnenen Satzes formal bestimmt. Diese Sprachform ist im Denken verankert. Das zeigen alle Stellen des Protokolls, bei denen das Versagen der Denktätigkeit zu Störungen des Sprachablaufs führt.

Ein Beispiel aus Bumke: Handbuch der Geisteskrankheiten, sei hier angeführt.

„Nach der besitzenden erkennenden Liebe Gottes, die Ehre und die Erfüllung des verlangenden Daseins durch den Menschen, so der Friede erhält und reicht der Segen".

Das Sprachgefühl registriert das als einen Satz, trotzdem das logische Satzgefüge bereits zerfallen ist. Dem ließe sich vielleicht die Stelle aus dem Protokoll gleichsetzen:

„... daß ich nun die Kraft hätte durchzuhalten wieder und das aufzunehmen / diese Opfer auf mich zu nehmen, also / keine Angst mehr zu haben vor weiterem Fasten, also vor meinem körperlichen Wohlsein, was den Umgang ja so bewirkt."

Diese letzte Beispiel zeigt besonders deutlich, daß die grammatische Struktur erhalten ist, weil der Sprachrhythmus noch intakt ist. Die Gesetze der Syntax sind erhalten, aber der logische Sinn ist bereits verloren gegangen. Hier siegte der Rhythmus über den Inhalt. Das muß nicht immer zu Fehlleistungen führen, wie die folgenden Beispiele aus dem Protokoll zeigen mögen:

— Ja als Grund also um eine Besserstellung ...

— Da geht das Ziel schon wieder ein bißchen weiter, nicht wahr.

— Aber es ist im Grunde auch wieder ein durchaus praktisches Mittel.

— Der ist schon, sagen wir mal etwas weniger, nicht so umfassen ...
Gandhi ja nun doch schon nicht mehr.

— Also da kann man also schon sehr schön sehen ...

— Ungefähr so wie wenn man nicht mehr weit vom Tode ist ...

Die ungeheure Fülle von adverbiellen Beifügungen, die den Sinn eher verdunkeln, als deutlich machen, dienen nur der Ausfüllung einer durch die erhöhte Ausdrucksfunktion drohenden Leere. Die

Besonderheit dieser Phänomene liegt also in der expressiv gehobenen Form der Rede. Ist die Expressionstendenz zu stark, dann muß allerdings auch die grammatische Struktur der Sätze zu Schaden kommen. Das geht schrittweise vor sich. Zunächst zerfallen die Satzgefüge. Der Satzbau bietet in solchen Fällen den Störungselementen stärkeren Widerstand. Die Wortstellungstypen bleiben am längsten erhalten, denn es bestehen psychologische Zusammenhänge in den Wortgruppen und Wortverbindungen, die gefühlsagglutinierte Inhaltsbeziehungen enthalten. Selbst bei Geisteskranken, die den sinnlosesten „Wortsalat" reden, läßt sich auch in diesen Extremfällen feststellen, daß die Zuordnungsprinzipien des Sprachgefühls irgendwie noch wirksam sind. Wo also Sprachäußerungen zum unverständlichen „Wortsalat" werden, lassen sich immer noch Wortgattungen feststellen. Das Protokoll bietet hierfür keine passenden Belege, da die hier verzeichneten Sprachäußerungen gar nicht so sehr dem Abbau verfallen sind. Ich führe eine Probe für den Wortsalat an, die bei Bumke aufgezeichnet ist.

> Blauspitz — (Bismarckblickstecherfreund) vom Herzerz ad 2 Löwenglobusauge Wallenstein. Forellensilber Mondsucht Somnambulie Kiezle am Bahnhof Hellsicht (II) ad II. Der Mond als wallender Steinspiegel vom ewigen Leiden Jakobs von Persien.
> oder:
> Ich brauch keins, ich will nur eines, aber Röslein, Röslein (auf die Aufforderung: Singen Sie doch!): Darf nicht. Ich muß den Anstand bewahren und der Krieg und die Sonne und der Mond und die Finsternis.

Diesen sprachlichen Fehlleistungen liegt eine Ziellosigkeit der Sprachintention zugrunde, die im Protokoll ebenfalls vorherrscht. Der Kranke dreht sich im Kreis herum. Wenn er sich in einem Vorstellungskomplex verrannt hat, kann er nicht weiter. Es bedarf dann eines Lösungsmittels. Die verwirrende Fülle von appositiven Elementen, als Ausdruck erhöhter Expressionstendenzen, verleitet zu leicht zur Vernachlässigung der syntaktischen Verknüpfung. Im nächsten Vorstellungskomplex ereignet sich dasselbe. Der ungewöhnliche Aufwand an parenthetischen Sätzen und Satzfragmenten, die ineinandergeballten Vorstellungen und Begriffe verwirren ihn. Er beschäftigt sich wohl eingehend mit Dingen, die ihm wichtig erscheinen. Auch in der Wiedergabe seiner Gedanken und Eindrücke kommt deutlich zum Ausdruck, daß die Darstellungsinhalte für ihn viel bedeuten. Aber ihm geht die logische Beherrschung ab. Die komplexen Inhalte sind so schwerwiegend, daß der gedankliche Faden abreißt. Beispielsweise bei der Schilderung der zweiten Halluzination fällt ihm die erste Halluzination wieder ein, die sich störend in den Erzählungsverlauf einschaltet. Begründet ist diese Einfügung in einer gewissen Expressionsnot. Der Kranke sucht nach Darstellungsmitteln.

In der erlebnisgleichen ersten Halluzination hat er nun ein solches Vergleichsmoment gefunden. Dabei verliert er den Faden der Erzählung. Mit einem Anlauf: „ach so!" findet er den Faden auch noch nicht sofort: „. . . ja da war es was ganz Furchtbares, da war es der Teufel. Der Teufel hielt mir die Kehle zu."

Diese Stelle zeigt, daß die Tendenz zur Wiederherstellung des rhythmischen Ablaufs ebenso wirksam sein kann, wie die inhaltlich bedingten Tendenzen: Der erste anschließende Satz ist grammatisch folgerichtig: inhaltlich und logisch aber noch nicht fest fundiert. Auf dieser Basis ist die fehlerhafte chiastische Wortstellung erklärt, die im Protokoll häufig ist.

„Dann ist es eben mit deinem ganzen Seelenwohl und mit deinem ganzen Leben ist es / ist es dahin."
oder: „Ich hatte in den letzten Tagen / war / hinten mein Fuß . . ."
oder: „Ich habe ja auch innerlich / hatte ich ja längst aufgegeben."

Die erhöhte Ausdruckstendenz entspringt einem stark ausgeprägten Bedürfnis nach Wesenserfassung. Es kommt allerdings häufig zu Mißleistungen, weil es dem Kranken vielfach nicht gelingt, den Inhalten objektiv entgegenzutreten. Die Leistungsfähigkeit des logischen Denkens ist herabgesetzt.

Beim Kranken zeigt sich eine starke Tendenz zum rhythmischen Sprechen. Da die Störungen im Protokoll zu häufig sind, läßt sich das nicht nachweisen. Ich greife deshalb zur schriftlichen Selbstdarstellung des Kranken. Wo die Durchbrechung des Rhythmus nicht stattfindet,weisen die Sätze rhythmische Sprachkomplexe auf:

„.. (Pilatus), Ein Mensch,
Tief ergriffen von der Unschuld,
der Würde und Erhabenheit seines Angeklagten,
geht er doch hin
und fällt über ihn das Todesurteil —".

„. . . Es bedeutete mir aber auch in Weiteres, daß Gott mich
mit seiner großen Macht ausgestattet —
daß ich selbst dem Teufel
sein Handwerk legen würde
und so den allerärmsten,
den vom bösen Geist Besessenen,
Helfer und Retter werden könne.
Hatte ich doch selbst
auf wunderbare Weise
ihre Krankheit und Leiden getragen,
war ich doch zu ihnen
in die Abgründe gestiegen,
hatte ihr Schicksal geteilt
wie der Heiland — — — —"

Hierin kommt der Eigenrhythmus der Wortgruppen besonders

deutlich zum Ausdruck. Zu einer solchen Ausdrucksweise ist es im Protokoll allerdings nie gekommen. Denn wenn die Expressionstendenz sich zu sehr auswirkte, wurde der Satzbau durchbrochen. Jedesmal wenn der Kranke das Sprachniveau heben wollte, weil die darzustellenden Inhalte eine gehobene Stimmlage verlangten, zeigte sich, daß der Wortschatz, die Mitteilungsformen nicht ausreichten. Mißgriffe im Ausdruck oder andere erheblichere Fehler durch Störung der Wortdiktion waren die Folge.

Im Protokoll (schon während des Dialogs):
— „. . . was er jetzt nun sagen würde, wenn er hörte / — wenn man sagte, Gandhi hungert.
Ja als Grund also, um eine Besserstellung ihres — ihres — ja im allgemeinen zu erreichen.

Das Ringen mit dem Wortmaterial ist also durch die erhöhte Ausdruckfunktion bedingt, der die vorhandenen Ausdrucksformen nicht im geringsten gerecht werden können; und das ist die Ursache für die Durchbrechung des Sprachrhythmus und andererseits für die Senkung des Sprachniveaus, der Übergang von der höher differenzierten Ausdrucksform zur primitiveren. Assoziative Aneinanderreihungen, Perseveration, Iteration und Stottern sind die Begleiterscheinungen.

Das nun folgende Beispiel aus dem Protokoll zeigt die erhöhte Expressionstendenz und die dadurch verursachten Störungen.
— „. . . Und da war ich nicht mehr wie die Tage vorher voll / voll Freude und Jubel, sondern voller Schrecken und damit / und hatte sofort nur den einen Gedanken, nun hast du / bist du das Ergebnis deines Tuns, wenn du so weiter / wenn du nur so weiter machst, dann ist es eben mit deinem ganzen Seelenwohl, mit deinem ganzen Leben ist es / ist es dahin."

Die rhythmischen Elemente haben hier ein Übergewicht über die inhaltliche Seite des Dargestellten. Tonstärke, -höhe, -intervalle stehen dabei häufig mit den Inhalten im Widerspruch. Es kommt zu Mißverhältnissen von Sinn und dynamischen Elementen.

Die Wirkung der Sprachäußerung hängt wesentlich von den sie begleitenden nichtsprachlichen Ausdrucksphänomenen ab. Beim Hören einer uns unbekannten Sprache wissen wir genau, in welcher Stimmlage der Sprechende sich befindet, ob er zornig ist oder gelassen, ob er Gleichgültiges berichtet oder Erlebnisinhalte, die ihn bewegt haben. Die Melodie, die musischen Elemente sind also wesentliche Bausteine der Sprache, denn sie sind unwillkürlich, reflexartig, sie haben Gefühlswert und dienen der Verständigung.

Beim einfachen Satz ist die Unterbrechung des Rhythmus schwieriger, da hier die logische Kohärenz des Satzbaus übersichtlicher ist und die gefühlsagglutinierten Satzteile fester gefügt sind. Von der vorsprachlichen Formulierung des Gedankens bis zum Aussprechen ist ein direkter Weg. Während des Sprechens ist hier keine Zwischenüberlegung erforderlich, wie es im Satzgefüge der Fall ist. Eine höher differenzierte Ausdrucksweise

verlangt eine solche Vorüberlegung der einzelnen Satzteile. Diese Vorüberlegung wird nur dann überflüssig, wenn gewohnheitsmäßig in Satzgefügen gesprochen wird. Mit der Übung fallen auch die Schwierigkeiten weg, die den Ablauf des Sprachrhythmus bedrohen.

Das Aneinanderreihen der Satzteile geschieht assoziativ und ist vom Rhythmus abhängig. Die Wortstellung ist frei, wenn die Wortfunktion durch Flexionsendung unmißverständlich ist. Die freie Wortstellung richtet sich nach der Betonung der Aussageinhalte, die zum Satzanfang drängen. Bei synthetischen Sprachen — wie etwa unsere deutsche Muttersprache — die kein durchgebildetes Flexionssystem mehr hat, muß die Rivalität zwischen freier Wortstellung und Satzstellung den Einzelnen zu Fehlleistungen auf dem Gebiet der Wortstellung verleiten. Die als emotionale Wortstellungsfehler bezeichneten Phänomene gehören hierher. Das Hysteron proteron ist dadurch entstanden, daß aus rhythmischen Rücksichten ein Wort oder eine Wortgruppe vorweggenommen wird.

— „. . . der vielleicht besser die Sache darlegt."

Es muß richtiger heißen: „. . . der die Sache vielleicht besser darlegt."

Diese Wortstellung ist noch keine Fehlleistung. Im nächsten Beispiel wird das Fehlerhafte des Hysteron proteron deutlicher:

„. . . und da hab ich denn lieber gesagt: in die Nervenklinik als aufgeben (das Fasten)."

Der Kranke wollte sagen:

„. . . Und da hab ich denn gesagt: lieber in die Klinik als aufgeben."

Die affektstarken Wörter und Wortgruppen unterliegen dem Hysteron proteron am ehesten. Insofern gehört dieses Phänomen in das folgende Kapitel, das die Darstellungsfunktion behandelt. Dasselbe gilt auch von der Negation.

Ellipsen und Paranthesen sind häufig durch die Sprachmelodie bedingt. In Sprachen mit starken musikalischen Effekten herrscht der elliptische Paranthesenstil, wie etwa im Französischen (bei Maupassant).

Eine Stelle sei hier aus der Erzählung: Le Pardon, angeführt:

Seuls, le père et la mère, un soir, échangent quelques mots là-dessus, mais à mi-voix, à cause des murs qui ont partout des oreilles. Et, discrètement, le père dit. etc.

Aber auch unsere deutsche Sprache kennt den parenthetischen Stil in der getragenen Rede, wo der Sprechende auf eine fließende melodische Ausdrucksweise Wert legt. Ein solcher Stil hat literarischen Charakter. Geht die Wortwahl mit dem besonderen Akzent konform, das heißt, sind die Worte der feierlichen Akzentuierung einigermaßen angepaßt, so ist die Sprache volltönend, wie etwa die durchaus gefällige Sprache der Niederschrift unseres Kranken. Beliebt sind die aphorischen und metaphorischen Wendungen, die der Sprache den Schwung verleihen.

Das Protokoll nach diesem sprachbildenden Moment zu untersuchen, ist etwas schwierig, weil an den Stellen, wo der Kranke im Pathos spricht, sich immer wieder Sprachstörungen einstellen, wobei der Sprachrhythmus durchbrochen wird. Ich greife deshalb auf die schriftlichen Ausführungen zurück und weise das eben gesagte an Hand einer Textprobe aus diesem Schriftstück nach.

„. . . Und wie mir mehr und mehr die nüchterne Sprache der weiten Ebene ostpreußischer Landschaft gefiel, so wuchs auch immer mehr die Freude an den gepanzerten Hütern dieser Landschaft, den Wehr- und Trutzbauten des deutschen Ritterordens . . . . . Was denn, wenn morgen das erlösende Wort ausbleibt und dir für immer die Rückkehr zum Leben versperrt, kam fortgesetzt die Versuchung, mich in meinem Willen zum Durchhalten der letzten Wegestrecke zu beirren. Aber nun folgte ebenso heftig das Feuer meiner Gegenangriffe. Rosenkranz auf Rosenkranz, Kreuzwegandacht auf Kreuzwegandacht gingen los auf den Feind. Immer seltener wurden seine Angriffe. Immer stiller wurde es im feindlichen Lager. . . . Die furchtbarsten Stunden im Leben des Erlösers hab ich erlebt, erlebt, was es ihn gekostet hat, die größte Beleidigung Gottes durch den Menschen, den Zweifel an Gott, auf sich zu nehmen und zu büßen, verstanden die abgrundtiefen Worte: „Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ . . . . Aber eine Frage hat es doch gegeben, die schon als Kind immer an mich herantrat, nach deren Lösung ich immer gefragt, die mir aber auch kein Erwachsener beantworten konnte, ein Geheimnis, das mir niemand zu enträtseln wußte, eine Kunst, die keiner mich befriedigend zu lehren wußte, eine innere Unzufriedenheit, die niemand stillen konnte, an die ich sooft erinnert wurde als ich betete.“

Im letzten Beispiel ist der Satzparallelismus als Stilprinzip wirksam. Die formalen Stileigentümlichkeiten sind aber durch den Rhythmus bedingt. Das ganze Schriftstück liest sich flott und leicht. Die musischen Elemente der Sprache beherrschen hier den Sprachablauf und haben die Ausdrucksmittel weitgehend beeinflußt. Von Einzelheiten abgesehen zeigt das Schriftstück syntaktische Disziplin in den attributiven und parenthetischen Satzerweiterungen, die dem Kranken beim Sprechen des Protokolls nie oder nur unvollständig gelangen. Das Schriftstück ist ebenfalls nach der Begutachtung verfaßt und gilt wie das Protokoll als schizophrene Sprachäußerung. Das Schriftstück zeigt, daß das Sprachgefühl gut ausgebildet ist und trotz der Psychose intakt geblieben ist. Die vielen Fehlleistungen im Protokoll sind also nicht als Folgen des Verlustes des Sprachgefühls anzusprechen.

Ich will nun noch auf sprachliche Phänomene hinweisen, die keine Fehlleistungen sind, sondern eher positiv und als rhythmische Stileigentümlichkeiten zu werten sind. Es spielen hierbei, wie auch bei allen bisher behandelten Phänomenen, selbstverständlich auch andere Tendenzen mit, die bei der Untersuchung der Mitteilungsfunktion zu berücksichtigen sind; beispielsweise

die Tendenz zur Anschaulichkeit, Genauigkeit bei den Wortpaaren. Jedenfalls ist beim Ausdruck „Um- und Mitwelt" in dem Satz: „. . . daß sie ihrer nicht mehr Herr und damit nicht mehr frei werden für ihre Um- und Mitwelt . . ." die Anwendung eines zweiten synonymen Wortes und die dadurch bedingte Abkürzung des ersten Wortes des Wortpaares zur Hauptsache aus rhythmischen Tendenzen erklärt. Die Satzmelodie würde beim einfachen Ausdruck „Umwelt" eine Unterbrechung erfahren. Ohne Abkürzung des ersten Ausdrucks würde der Rhythmus wahrscheinlich ebenfalls uneben. Inhaltlich ist diese Tautologie nicht begründet.

Sehen wir uns die Wortpaare des Protokolls unter diesem Gesichtspunkt an, so sehen wir, daß dasselbe für die Wortpaare gilt: „. . . Ich hab es durchgehalten und durchgebissen. Voller Zweifel und voller Angst. So zwecklos und wertlos dahingelebt zu haben. Voller Todesangst und Schrecken."

Im folgenden kommt das Pathos besonders stark zur Geltung und damit ist das darin vorkommende Wortpaar vollständig erklärt: „ Ich hab ein so ungeheures / ä ungeheure Bewunderung in dem Augenblick gepa. . . gepackt von dem Leben und Sterben Christi, . . ."

Und noch ein Beispiel: „. . . . und nachher konnte ich dann zum Schluß am siebten, achten, neunten, zehnten Tag die Mahlzeit herankommen sehen, ohne irgendwelche Gewissenskonflikte und -bedenken."

Die Abkürzung ist wie oben rhythmisch bedingt. Die Vermeidung des Hochtonhiatus zeigt sich im folgenden, wo der Kranke an Stelle von: „Ich war voll Freude" — „ich war voller Freude" setzt.

Und im folgenden:

„. . . Und dann, äh, eigenartige Weise . . ."

Hier ersetzt der Laut äh die Präposition „auf". Aus rhythmischen Gründen muß hier zwischen „dann" und „eigenartige" eine unbetonte Silbe stehen, da sonst ein Hochtonhiatus entstehen würde, den der Kranke vermeiden wollte. Andere stilistische Besonderheiten aus rhythmischen Tendenzen sind die Häufungen von Beiwörtern aller Kategorien. Die konventionellen Formen werden dabei häufig mißachtet. Was wie eine Aneinanderreihung von assoziativen Satzelementen aussieht, ist häufig nur eine Ausfüllung zur Sicherung des Verlaufs der Satzmelodie, von der die Folge der Wörter und Wortgruppen abhängig ist. Der Fluß der Rede wirkt also satzbildend und ihm kommt als Ausdrucksfunktion erhöhte Bedeutung zu.

Die Ursache zur Durchbrechung des Rhythmus ist inhaltlicher Natur. Wenn der Gedankenflug zu hoch ist oder wenn der „intentionale Bogen" (Beringer) zu weit gespannt ist, so daß eine Diskrepanz zwischen dem Intendierten und dem Leistungsvermögen entsteht, muß sich das an der Wortdiktion störend auswirken. Direkte Fehlleistungen entstehen, wenn die assoziative Wortbereitschaft im Moment versagt, bei Sperrungen und Gedankenent-

zug. Das ist häufig auch der Fall, wenn der Sprechende nicht in der Lage ist, mit dem Gedanken dem Sprachablauf vorauszueilen. Die Einheit des Satzes wird nicht mehr überschaut, somit entstehen die vielen syntaktischen Fehler, Anakoluthe, fehlerhaften Ellipsen und unvollkommenen Sätze.

Gedächtnis und Aufmerksamkeit kontrollieren nicht immer den Sprachablauf. So kommt es häufig zu Perseverationen aus rhythmischen Tendenzen. Die Perseveration ist ein Grenzfall der assoziativen Funktion. Sie findet statt, wenn eine Inbeziehungsetzung zwischen den mnestischen Engrammen und den neu einzuordnenden Gedanken und Vorstellungen nicht sofort oder überhaupt nicht gelingt, wo also eine Zusammenarbeit zwischen Gedächtnis und intellektueller Denkfunktion nicht harmoniert. Das Vorhergesprochene oder -gedachte bleibt im Bewußtsein haften und verhindert das assoziative Auftreten neuer Gedanken. Das ist besonders bei gesteigerter Emotionalität der Fall; denn hier gerät die gesamte Psychomotorik in Bewegung, der Sprechakt läßt nach. Das ist dann der geeignete Moment, wo die außersprachlichen Ausdrucksmittel ergänzend in Funktion treten. Gleichzeitig wird das Wortmaterial auf ein Minimum reduziert. Für das Verständnis ist die Situation unbedingt ausschlaggebend.

Mit der Herabsetzung der sprachlichen Funktion verändert sich auch die Sprachmelodie. Es entstehen Iterationserscheinungen. Ihre Grundlagen sind also zu große Ausdrucksfunktion bei mangelhafter Mitteilungsfunktion und unvollständiger grammatischer Praeformierung der bereits aktivierten Gedanken.

Bloße Melodiearmut ist auf mangelhafte Praeformierung der aktivierten Gedanken zurückzuführen, während Iterationen durch unzureichendes Gedankenmaterial entstehen. Die sprachlichen Fehlleistungen im Protokoll sind deshalb besonders häufig und schwerwiegend, weil trotz mangelhafter Praeformierung des Gedankenmaterials die Tendenz zur Steigerung der rhythmischen Qualitäten wirksam ist. Wir finden im Protokoll häufig Iterationen zu Beginn einer neuen Erzählungsphase. Das ist ein Beweis dafür, daß der Vorstellungsinhalt gedanklich gar nicht formuliert ist. Der Sprechende weiß noch gar nicht, was er sagen will. Er stottert. Er wird sich seiner Fehlleistungen sofort bewußt und verbessert sich. Hierzu seien einige Beispiele angeführt:

— Und nun — und als ich einmal merkte, wie mein / wie sich / wie ich nun . . . .

— Im Krankenhaus haben die Soldaten / haben mich denn besucht / haben alle / waren so / alle besorgt um mich.

— Und ich war ja auch — ich hab ja innerlich hatte ich ja längst aufgegeben.

— Und nun ja / hat / er hat sich nicht / hat sich nicht entschlossen / entschließen / entschlossen dazu.

Es gibt Stellen, bei denen vier oder noch mehr Ansätze nicht zum Ziel führen konnten. Die Ansätze zeigen in ihrer Reihenfolge keine fortschreitende Verbesserung. Mit dem ersten Ver-

sagen wird der Sprechende auf sich aufmerksam. Die Aufmerksamkeit wird also von dem Gedanken auf die Störung abgelenkt. Der Sprechende gleicht einem Klavierspieler, der nach Noten spielt, deren Schwierigkeitsgrad sein normales Leistungsvermögen übersteigt. Beim fehlerhaften Anschlagen eines Akkordes unterbricht er die Melodie und versucht, den Mißton zu korrigieren. Das kann beim nächsten Anschlag schon gelingen. Beim Spielen ist die Richtung der Korrektur durch die Notenschrift gegeben, beim Sprechen sind die Korrekturversuche nur kompensatorisch bedingt, wobei häufig der Zusammenhang mit dem vorhergehenden Aussageinhalt nicht sofort gefunden wird. Der Durchbruch geschieht dann wahllos in irgendeine Richtung. Ich will das an dem zuerst angeführten Iterationsbeispiel erläutern.

Der Ausdruck „Und nun" gehört zu den Anknüpfungsmitteln, die im Protokoll häufig angewandt werden. — „und als ich einmal merkte, wie mein . . ." Hier bricht er ab. Es müßte jetzt folgen: „Befinden sich besserte."

Der dritte Ansatz führt auch noch nicht zum Ziel: — „wie sich". Hier ist wohl zu ergänzen: „mein Körper wieder erholte."

Mit dem vierten Ansatz bricht die aufgespeicherte Kraft durch. Der Satz wird logisch grammatisch nicht richtig, weil die Ausdrucksfunktion zu stark einsetzt: — „wie ich nun der Mensch von früher wieder wurde meinen Soldaten gegenüber, wie ich denen wieder alles, alles wurde . . ."

Dieses Beispiel ist ebenfalls ein Beweis, daß die Wiederherstellung des Sprachrhythmus der logisch-grammatischen Form vorausgeht. Gedankenentzug kann ebenfalls Satzfragmente hervorrufen wie der Überfluß der über den Kranken einbrechenden Gedanken. —

Ich habe hier nachzuweisen versucht, daß rhythmische Funktion und Gestaltfunktion, die sich gegenseitig bedingen, übereinstimmen müssen. Mißverhältnisse, unzureichende Funktion auf der einen oder anderen Seite haben Fehlleistungen zur Folge. Ich habe die Bedeutung des Rhythmus für den Ablauf der Sprache gezeigt und nachgewiesen, daß Störung des Rhythmus sprachliche Fehlleistungen verursachten. Fehlleistungen wurden nur dann bemerkt, wenn der Rhythmus unterbrochen war. Verbesserungen blieben fehlerhaft, wenn der Rhythmus vor der inhaltlichen Korrektur wieder hergestellt war.

2. Abschnitt:

Die Darstellungsfunktion.

Havers und vor ihm von der Gabelentz haben nachgewiesen, daß jeder sprachlichen Äußerung eine Vielheit von Bedingungen und Triebkräften zugrunde liegt.

Ausdruck und Inhalt stehen im funktionalen Zusammenhang zueinander. Hohe Inhalte bedingen eine getragene Ausdrucksweise. Sie zwingen den Sprechenden, nicht nur den Duktus zu ändern, sondern auch sein Wortmaterial sorgfältig auszusuchen. Er ist gezwungen, seine Sprache höher zu differenzieren. Diese „Zweisprachigkeit" ist jedem mitgegeben, denn der Mensch kennt eine Umgangssprache, das ist die Sprechsprache, und eine Schriftsprache. Die Umgangssprache ist die geläufigere. Das Beherrschen der intellektualen Schriftsprache ist reine Übungssache. Die Grenze zwischen den beiden Sprachen ist nicht scharf gezogen. Was für den einen schon „gehobene" Sprache ist, kann für den anderen noch Umgangssprache sein. Der geübte Redner kennt das Zusammenwirken von Inhalt und Ausdruck und wählt seine Ausdrucksmittel unter diesem Gesichtspunkt aus. Solchen Redner hört man gerne zu. Anders verhält es sich jedoch, wenn ein Ungeübter Inhalte, die ihm selbst ungewöhnlich sind, zum Ausdruck bringen will, denn hier wird das Problem des Verhältnisses vom Geleisteten zum Intendierten akut. Die vielen paraphasischen Fehlleistungen, die dem Ungeübten unterlaufen, sind häufig aus mangelhafter Darstellungsfunktion erklärt. Die eigentlichen psychologischen Gründe und Ursachen dieser Phänomene sind unter anderem in der stark ausgeprägten Tendenz zu Begründungen und Schlußfolgerungen zu suchen. Die Gedankengänge sind einfühlbar und der Inhalt ist verständlich. Der Schreibende wendet alle Ausdrucksmöglichkeiten an. Die Freiheiten der gesprochenen Sprache benutzt er fast mißbräuchlich. Er konkretisiert die abstrakten Bedeutungsinhalte und braucht eine fast barock wirkende Fülle differenzierender Beiwörter als Appositionen und als adverbielle Beifügungen. Er ist vorsichtig in der Wortwahl. Ich habe im Protokoll nur einen Provinzialismus gefunden.
— . . . . „also kam mir wieder dappig vor."
Diese Vorsicht, mit der er sich der sprachlichen Mittel bedient, ist eine allgemeine psychische Bedingung, die zu Fehlleistungen führen kann. Der einfache Mensch verleugnet gern seine dialekthaften Sprachgewohnheiten und verfehlt dabei den passenden Ausdruck. So entsteht eine hyperkorrekte Ausdrucksweise, die, trotzdem grammatische Verstöße nicht nachweisbar sind, in Extremfällen lächerlich wirkt. Häufig wird obendrein noch falsch gesprochen.

Das Wort ist ein Symbol für einen Begriff und gleichzeitig das Grundelement der Sprache. Durch eine bloße Aneinanderreihung von Wörtern und Wortgruppen kommt aber noch kein Satz zustande. Ein Satz entsteht erst, wenn zwei Symbole miteinander in Beziehung gesetzt werden, und viele Sätze, die ihrerseits wieder im Zusammenhang stehen, machen eine Rede aus. Die Bindung entsteht entweder durch Neben- und Beiordnung oder durch Ein- und Unterordnung oder Zuordnung (Ries). Ein Wortinhalt ist einem anderen zugeordnet, wenn er zu diesem in das Prädikat-Subjektverhältnis tritt. Satz und Wort sind „wesent-

liche Formen des Denkens". „Der Satz ist sogar der ursprünglichere von beiden, da der Gedanke zunächst als Ganzes gegeben ist und dann erst in seine Bestandteile gegliedert wird." (Wundt, Grundriß, S. 358).

Für die Wortfolge gibt es kein festes Gesetz. Sie richtet sich nach den Bedürfnissen. Normalerweise entspricht sie der Vorstellungsfolge. Das ist die Erklärung dafür, daß gefühls- und inhaltsschwere Redeteile an den Anfang des Satzes drängen, weil die Aufmerksamkeit im erhöhten Maße auf diese gerichtet ist. Daß die rhythmischen Tendenzen die Wortstellung beeinflussen können, habe ich bereits nachgewiesen.

Die Beziehungsetzung der Satzelemente ist also das Wesen des Satzes. Jedes Glied kann erweitert werden und jede Erweiterung hat eine Erweiterung des Aussagekomplexes zur Folge.

Diese Erweiterungen machen aus dem Wort eine Wortgruppe, aus dem einfachen Satz den erweiterten Satz und das Satzgefüge. Alle inhaltlichen und formalen Ergänzungen bekommen gleichzeitig eine bestimmte grammatische Funktion. Durch Außerachtlassung dieser Funktion entstehen häufig grammatische Fehler und syntaktische Entgleisungen, denen der Ungeübte am ehesten ausgesetzt ist. Das liegt an seiner Denk- und Sprechweise. Er kann nicht überanschaulich denken und hat daher Schwierigkeiten, da die Sprache unanschaulich darstellt. Im allgemeinen Sprachgebrauch kommt der erlebte Inhalt bei der Darstellung von Erlebnissen nicht zur vollen Geltung. Die sinnlichen Wahrnehmungen können nicht in Einheiten gemessen werden, dafür gibt es keinen Maßstab. Es gibt nur Einheiten des beziehenden Gedankens (Meyer). Das Wort kann seelische Zustände nicht ausdrücken, sondern nur ihre Schwankungen, indem Gefühlswerte verglichen werden. Im Protokoll:

— „Der Teufel war etwas ganz Furchtbares. Man sollte gar nicht mehr glauben, daß es etwas Furchtbareres geben könnte. Denn wer stellt sich noch etwas Furchtbareres vor, als wie mit dem Teufel ringen? Und es kommt aber noch etwas Furchtbareres für mich . . ."

Die Gefühle werden nur durch die Erwähnung der Begleitumstände bestimmt, die sie verursachen. Und über den Darstellungswert der Ursachen entscheidet nur der Grad der Unmittelbarkeit mit welcher die Gefühle nacherlebt werden. Unser Kranker schildert uns seine Seelenlage, indem er uns mit den Ursachen bekannt machte, die die Bedingungen zu den Situationen waren, in denen er sich befand. Das Fasten als Folge der seelsorgerischen Tätigkeit, die Halluzinationen als Strafe Gottes, dafür, daß er das Fasten aufgegeben hat.

Die Tendenz zur Anschaulichkeit, die unser Kranker bei der Erzählung seiner gefühlsbetonten Erlebnisse zeigt, indem er bestrebt ist, sinnlich einfühlbar zu schildern, führt zu stilistischen Fehlleistungen. Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt die Erzählung der ersten Halluzination.

— „Da hatte ich das Gesicht. Und das war nun folgendes / Ich befand mich in einer Gartenlaube und kam plötzlich ins Sterben. Ein Freund war bei mir und der sprang mir aber nicht bei. Und nun / wie nun das Sterben /

also der Moment des Sterbens kam
die Todesangst, wenn man so
der Sterbensmoment — auf einmal

sagte es Jesus. Und in dem Moment schlug ich die Augen wieder auf . . ."

Der Kranke spricht, ohne auf seine Ausdrucksmittel zu achten. Die Schilderung ist unanschaulich. Das Suchen nach einem passenden Ausdruck für den Moment des Sterbens ist darin begründet, daß er die Basis der unanschaulichen Darstellung verläßt, um anschaulich zu werden. Er tut dies an dieser Stelle, weil es ihm darauf ankommt, gerade das Besondere an den Erlebnissen dazustellen. Die Inhalte trotzen aber diesen Bestrebungen und verursachen somit das Suchen nach „besseren" Ausdrücken.

Anschaulich dargestellt, würde diese Erzählung wohl so aussehen:

— Und es geschah nun folgendes / Ich saß in einer Gartenlaube und wurde plötzlich sterbenskrank. Ein Freund war bei mir, der verließ mich aber. Im Augenblick des Sterbens rief eine Stimme: „Jesus". Danach öffnete ich die Augen. Ich kniete nieder . . .

Dieser Versuch zeigt deutlich, daß die Wiedergabe mit anschaulichen Mitteln Grenzen hat. Die Schwierigkeiten sind besonders groß bei der Wiedergabe aller verneinten Sätze, da die Verneinung immer unanschaulich ist, denn sie besagt doch, daß ein Vorgang oder eine Handlung nicht stattgefunden hat. Der Freund sprang ja nicht auf, um dem Kranken zu helfen. Würden wir uns den Satz trotz des unanschaulichen Charakters vergegenwärtigen, so müssen wir folgendes berücksichtigen. Der Kranke erwartete in seiner Todesnot, daß sein Freund ihm helfen würde. Stattdessen wendet dieser sich ab. Das Eintreten des Sterbensmomentes kann wohl überhaupt nicht anschaulich dargestellt werden, da man einen Moment nicht wahrnehmen kann. Wenn wir sagen: der Augenblick kam, wo sich etwas ereignete, so meinen wir: dann geschah etwas. Ich möchte einen Teil der übrigen Stellen des Protokolls, wo der Kranke in scheinbarer Ideenflucht oder im Gedankenentzug nach passenden Ausdrücken sucht, auch als Ergebnis der Mischung von anschaulichen und unanschaulichen Darstellungselementen erklären. Vollständige Anschaulichkeit ist unmöglich, desgleichen vollständige Unanschaulichkeit. Für die Darstellung von Tatsachen eignen sich die anschaulichen Mittel, für die Darstellung von Gefühlswerten eignen sich die unanschaulichen. Der Kranke vermischt diese Stilelemente und benutzt mit Vorliebe die anschauliche Seite der Sprache. Er vermeidet dadurch die gebotene Kürze, was die Lebendigkeit und Praegnanz der Erzählung stark beeinträchtigt, wie es die langatmige Dar-

stellung der Situation vor der ersten Halluzination zeigt:
— „Als ich abends zu Bett ging, wurde das Licht ausgedreht und ich war nur sehr / konnte also / das war dieser Tag, wo ich so innerlich / nein innerlich kann ich es nicht nennen / wo ich also so ganz unglücklich gewesen bin, wo ich das Fasten nämlich übertreten hatte. Und nun in dem Moment, wo das Licht ausging und ich gerade die Augen zumachte, um einzuschlafen / und im selben Moment da sah ich ein Gesicht. Also es war / ich wußte auch / ich wußte nun auch sofort, daß es kein Traum gewesen war, als ich erwachte. Denn es war in demselben / denn ich sah ja, daß ich dies / also man hat mir nämlich jetzt / später Einwände gemacht, es wäre vielleicht doch eine / zu einer anderen Zeit gewesen als der Moment, wo das Licht ausgegangen wäre. Nein, es war genau der Moment, wo das Licht ausging, also direkt vorm Einschlafen / im wachen Zustande fast kann man sagen. Da sah ich es / da hatte ich das Gesicht, und das nun folgendes."

Und jetzt erst folgt die erste Halluzination. Hier würde die Kürze der unanschaulichen Ausdrucksweise besser wirken:

Als ich zu Bett gegangen war und das Licht ausgedreht wurde, gerade im Augenblick als ich einschlafen wollte, hatte ich eine Vision. Es war kein Traum, wie man mir später einreden wollte, denn ich war ja noch wach.

Die Tendenz, alles möglichst anschaulich darzustellen, ist durch das ganze Protokoll zu verfolgen. Sie ist auch da wirksam, wo ganze Sätze und Erzählungsphasen wiederholt werden. So wiederholt der Kranke die erste Vision bei der Erzählung der erlebnisgleichen zweiten. So ist dritte und vierte Vision mit einem ungeheuren Wortmaterial zustande gekommen. Die dritte stand unter dem Eindruck des Furchtbaren; die vierte unter dem Eindruck der körperlichen Beschwerden, die die Erscheinung verursachte. Die Vorstellung, daß die Prozedur mit der künstlichen Ernährung zwecklos gewesen ist, trotzdem die Ärzte sich solche Mühe gegeben hatten, dominiert in den nächsten Gedankenläufen. Sie bietet sich immer wieder an mit einer solchen Aufdringlichkeit, daß der Kranke sich von diesem Gedanken nicht trennen kann.

Eine solche Darstellungsweise kann natürlich nicht die beabsichtigte Wirkung erzielen. Der Kranke bemüht sich um die Darstellung der Einzelzüge mit einem ungeheuren Kraftaufwand und vergißt, diese Einzelzüge zu einem lebensvollen Ganzen zusammenzuschließen. Allzu genaue Darstellung bringt immer eine Menge gehaltloser Stilelemente mit, die das Ganze unübersichtlich machen. Mit einer riesigen Weitläufigkeit, die nicht zum Ziel führt, erzählt der Kranke und zeigt dabei ein eigentümliches Festhalten am gesprochenen Wort. Der Gefühlston perseveriert noch lange über sachliche Inhalte. Sätze werden richtig begonnen, grammatisch nicht zu Ende geführt. Gedanken reißen ab. Die mechanische Anknüpfung mit „da" und „dann" muß dann über diese Störung hinweg helfen.

Eine andere Quelle sprachlicher Phänomene ist der Widerstreit der affektischen und intellektualen Elemente. Diese beiden Momente sind bei der Sprachgestaltung wirksam. Der Affekt ist ein subjektives Gestaltungsmoment, während der Intellekt nach Abstand und Objektivität strebt; er ist voraussetzungslos. Zwischen diesen beiden Polen bewegt sich jeder sprachliche Ausdruck. Es gibt keine rein intellektualistische und keine rein affektische Sprache, weil man mit jeder Äußerung eine individuelle Interessiertheit zum Ausdruck bringt und sich an einen Hörer wendet. Aber die Momente sind bei den einzelnen verschieden stark vorherrschend.

Die Umgangssprache ist wesentlich Affektsprache, während die Schriftsprache vorwiegend Intellektualsprache ist.

Der Intellektualismus ist allen Gefühlsäußerungen feind, weil diese die Verständigung gefährden. Er hat seinen Niederschlag im Rationalismus gefunden, der sprachliche Klarheit und logisches Denken sich zum Ziel gesetzt hat. Die rationalistische Sprache bevorzugt präzise Formeln, verdichtete, kurze und treffsichere Ausdrücke. Diese Sprache hat analytischen Charakter; sie entwickelt affektlos und logisch, sie standardisiert den Wortschatz und entwickelt den großen Stil. Der Vertreter dieses rationalistischen Stilprinzips ist der Franzose Boileau, der in der „Art poétique" seine Theorien über die Dichtkunst niederschreibt: „Aimez donc la raison", wie es die großen Klassiker getan haben. Die freie Phantasie, die Individualität der schaffenden Persönlichkeit, die Affekte, die die Triebfeder des künstlerischen Schaffens sind, gehen gegen die Ratio und sind zugunsten konventioneller Formen zu unterdrücken. Die dichterischen Produktionen müssen Kunstwerke sein. Mit Natürlichkeit und Wirklichkeit habe diese nichts gemeinsam. Eine solche Sprache ist tot. Später hat sich in der dichterischen Kunst die Affektsprache durchgesetzt, nachdem man durch Beobachtung die Wirkung dieser Sprache verstandesmäßig erfaßt hat. Dieses ist in allen Kultursprachen vor sich gegangen.

Die Phantasie verursacht die lebhafte Darstellung auf emotionaler Basis. Der Sprechende, der Erlebnisinhalte erzählt, erlebt diese während der Erzählung noch einmal. Der Übergang von der ruhigen zur erregten Sprechweise, der oft durch den Inhalt bedingt ist, ist dem Phantasiedenken zuzuschreiben. Der Sprechende schaltet sich in das Erlebnis ein; er ist Mitspieler und Zuschauer zugleich. Mit der Sprechweise wechseln auch alle anderen Stilelemente, die Satzfügung, die genera verbi und die Zeitformen.

Den Wechsel der Zeitstufe zeigt folgende Textprobe.

— „Und ich hatte doch mindestens schon Wochen vorher stark gefastet, aber nicht gehungert, stark gefastet. Hatte zum Beispiel den Kameraden immer mein Abendbrot fast ganz gegeben, mindestens den Belag von den Butterbroten, den man so hat / Auch mittags schon stark gefastet, so die Hälfte genommen."

Auf diese Erzählungsstufe im Plusquamperfekt folgt nun die perfektische Zeitstufe. Die Ursache kann ein einfaches Zurück-

gleiten von der etwas schwierigen Form des Plusquamperfekt in das geläufigere Perfekt sein, weil in den beiden elliptischen Sätzen:
„Auch mittags . . . .“ und „So die Hälfte . . .“ es fraglich ist, ob die Zeitformen „gefastet“ und „genommen“ schon als Perfekt anzusprechen sind. Inhaltlich betrachtet liegt der Gedanke doch näher, daß es sich bei diesem Zeitfolgewechsel um eine Änderung der Einstellung handelt. Mit „und übrigens“ leitet er die neue Zeitstufenfolge ein:
— „. . . Und übrigens haben wir einen sehr schweren Arbeitsdienst gehabt. Wir haben doch . . . Wir sind . . . .“.

Diese Erzählungsphase war als Parenthese gedacht und weist affektischen Charakter auf. Sie klingt wichtigtuerisch, als fordere sie eine Anerkennung der Leistung. Der weitere Verlauf wird im Imperfekt erzählt:
— „Und da merkte ich, wie eines / da wußte ich, daß . .“

Dieses Beispiel zeigt folgendes:
Die fortschreitende Handlung wird im Plusquamperfekt erzählt, eine parenthetisch eingefügte Erläuterung mit affektischem Inhalt wird im Perfekt erzählt und nach Abklingen dieser Phase wird im Imperfekt erzählt. Jede dieser Zeitstufenfolgen zeigt eine veränderte Stellungnahme zum Inhalt. Dieser Wechsel ist häufig. Ein neuer Erzählungskomplex mit einer veränderten subjektiven Einstellung hat eine neue Zeitstufe zur Folge. Und zwar ist es das Übliche, daß bei zunehmender Subjektivität eine Neigung von den imperfekten zu den präsentischen, von den zusammengesetzten zu den einfachen Zeiten besteht.

Mit dem Phantasiedenken ist die egozentrische Denkweise verbunden. Das egozentrische Denken ist immer affektbetont und findet in der Umgangssprache seinen Niederschlag. In ihr spiegelt sich das Gefühlsleben des Sprechenden wieder. Daher ist die volkstümliche Umgangssprache mit Recht als affektisch-emotional zu bezeichnen. Affektische Fehlleistungen entstehen da, wo das Konventionelle versagt; und wo die Schriftsprache Vorstellungen zum sprachlichen Ausdruck bringt, begnügt sich die Umgangssprache mit Zeichen und Gebärden. Diese verschwendet und spart, wo jene mit gleichmäßigem Kraftaufwand sprachlich produktiv ist. Aus dieser Eigentümlichkeit der Umgangssprache erklärt es sich, daß diese der Veränderung leichter unterworfen ist.

An der Ausgestaltung der Sprache ist die Emotionalität des Sprechenden stark beteiligt. Die emotionale Entladung ist die Ursache vieler sprachlichen Fehlleistungen. Die Sprache kann nur im begrenzten Maße Gemütsbewegungen wiedergeben. Die Fehler entstehen dadurch, daß affektische Zustände eine Art Spannung erzeugen, die sich explosiv auslöst. Die Emotionalität äußert sich in den musischen Elementen der Sprache, in Duktus, Tonfall, Tonhöhe. Gefühlseinbrüche verursachen schnelles, abruptes Sprechen, wobei die grammatische und syntaktische Struktur der Redeeinheiten zu Schaden kommt.

Die affektische Wortstellung kommt dadurch zustande, daß die inhaltschweren Vorstellungen sich an den Satzanfang drängen, weil die Aufmerksamkeit auf diese Hauptinhalte der Aussage gerichtet ist. Auf die Schwierigkeit, solche emotionalen Sprachphänomene von den rhythmischen zu unterscheiden, habe ich schon hingewiesen. Auf den Affektsatz folgt meist ein Intellektualsatz als Nachtrag. Denn in jedem Affektsatz ist irgend etwas zu verbessern, sei es inhaltlich oder formal.

Der reine Affektsatz ist außersprachlich. Die Interjektionen sind ihm am nächsten. In ihnen erblicken wir rudimentäre Sätze. Als Wörtern kommt ihnen keine Bedeutung zu. Erst das Sprachtempo und die Tonlage machen sie wirkungsvoll. Sie spiegeln eine psychische Stellungnahme zu einem Eindruck wider. Von diesen Lauten müssen wir die interjektionsartigen Gebilde unterscheiden, die durch eine gewisse Modulationsunfähigkeit zu Beginn eines neuen Gedankens verursacht werden. Unser Kranker braucht häufig den Laut „äh", durch den keine Empfindung zu uns spricht. In ihm wird vielmehr ein Mangel an Beherrschung der Sprachwerkzeuge offensichtlich.

— „sondern hab ganz genau gewußt / äh, daß jetzt / äh jedenfalls / äh ich wieder da war, wo ich gewesen bin . . .".

Von dieser Nullstufe grammatisch-logischer und intellektualistischer Elemente gehen wir aus und stellen gradweise eine Vervollkommnung fest bis zum hochgradigen Intellektualsatz, der überanschaulich ist.

Der Affektsatz ist kurz. Nach dem Rückgang der Erregung wird er durch intellektuale Wörter oder Sätze näher erläutert. Das ist eine Deutung des Nachtragsstils im Protokoll:

— „Und nun / und als ich einmal merkte, wie mein / wie sich / wie ich nun der Mensch von früher wieder wurde, meinen Soldaten gegenüber, wie ich denen wieder alles / alles wurde . ."

Es gibt für dieses Phänomen natürlich ebenfalls mehrere Deutungen.

Bei den Kurzsätzen haben wir zu unterscheiden zwischen unvollständigen und unvollkommenen Sätzen. In den unvollständigen Sätzen, wo es sich um eine Ellipse oder Parenthese handelt, ist das Ausgelassene so unwichtig, daß man das Fehlende immer eindeutig ergänzen kann.

Wenn weder eine Verkürzung des Ausdrucks noch eine Ersparung vorliegt, sprechen wir (mit Ries) von unvollkommenen Sätzen. Dem Redner hat ein Satzschema vorgeschwebt, er konnte den Satz aber nicht richtig zu Ende führen. Es entstehen Aposiopesen und Anakoluthe. Bei einem Konjekturversuch ist zu berücksichtigen, daß eine Ergänzung häufig deshalb nicht möglich ist, weil der Sprechende das Fehlende selbst noch nicht ausgesprochen hat. Die Ergänzung ist dann nur aus der Gesamtsituation möglich, wenn es gelingt, in die Gedankengänge des Sprechenden einzudringen.

Die unvollständigen und unvollkommenen Kurzsätze entstehen

dann, wenn der Inhalt nicht in allen seinen Teilvorstellungen, soweit diese für das Verständnis mitgesprochen werden müssen, gedanklich deutlich geworden ist; also muß auch die sprachliche Formulierung zusammengedrängt sein. Diese Zusammenballung kann in einem Wort, in einer Wortgruppe geschehen, die als Symbol für die Leitvorstellung oder für Teilvorstellungen gelten. In allen Fällen sind die unvollständigen und unvollkommenen Sätze sprachliche Äußerungen als Folge ungenauer Praeformierung der Gedanken. Kurzsätze werden parenthetisch eingeschoben. Sie werden in der Umgangssprache häufig angewandt. Das Protokoll zeigt nun die Besonderheit, daß diese Zwischensätze sich häufen, so daß die inhaltlich zusammenhängenden Teile des Hauptsatzes zu weit von einander getrennt werden. Das ganze wird unübersichtlich und macht allein schon wegen der Fülle der hereinbrechenden Vorstellungen, die sich in einem solchen Satz zusammendrängen, einen Überblick unmöglich. Mit dem Auseinanderfallen der syntaktischen Bindungen zerfällt auch die logische Kohärenz. Die grammatische Bezeichnung dieses Phänomens ist das Anakoluth.

— „Und wenn alle meine Kameraden kamen und aus großem Mitgefühl" hier brechen neue Gedanken ein.

1. Sie sahen ja, wie ich körperlich herunterkam /
2. Ich konnte kaum mehr gehen und stehen und bin trotzdem noch krank zum Umfallen.
3. Kurz darauf.
4. Hab mich gerade so gestützt und jeder Tritt, den ich getan hab, hat mir . . ."

Nach „und" in der vierten Parenthese folgt ein selbständiger Satz. Der Hauptsatz ist längst vergessen. Die Gründe für diese Erscheinung sind in der Allgewalt der Gedanken zu suchen. Der Sprechende beginnt mit einer Satzkonstruktion. Bald fesselt ihn eine neue Vorstellung in so hohem Maße, daß seine Aufmerksamkeit sich auf dieselbe lenkt und die grammatische Form vernachlässigt wird. Auch die Schriftsprache kennt die Parenthese als Einschaltungen, die sich assoziativ aufdrängen, teils erklärend, teils einschränkend. Damit sie den normalen Gedankenablauf nicht stören, werden sie als besondere Form an der Stelle, wo sie auftreten, eingesetzt. Die Relativsätze sind Parenthesen, bei denen sich die Anknüpfungspartikel erhalten hat. Sehr oft sind die Parenthesen elliptisch. Der Affekt, der sich in ihnen stoßweise entladet, läßt den Sprechenden nicht die Zeit, um den Gedanken sprachlich vollständig zu formulieren.

Die Parenthesen können mitunter lang sein. Dann sind sie als solche nicht mehr zu erkennen. Mitten in einer Erzählungsphase fallen unserem Kranken Einzelzüge ein, die er alle mitspricht. Es tritt dann ein ganzer Satzkomplex in Parenthese.

Die Parenthesen bedingen die Anakoluthie. Sie ist da begünstigt, wo die Ausdrucksfunktion erhöht wird, also auf emotionaler Basis. Ideenflucht und Sprachstörungen sind gleicherweise für die-

se Erscheinung verantwortlich. Der Sprechende beginnt mit gehobener Stimmlage:

— „Und als ich nun gegessen hatte — ich hab wieder mit diesem Angstgefühl gegessen, wie damals an den Tagen, daß ich jetzt vielleicht wieder was Unrechtes tun würde. Aber es war . . ."

Ein anderes Beispiel.

— „Und daraufhin wurde ich so unglücklich darüber, daß ich — ich fing an, mir Vorwürfe zu machen . . . . .".

Statt des Nebensatzes: „ . . daß ich anfing mir Vorwürfe zu machen", setzt der Kranke einen grammatisch selbständigen Satz. Dieses Beispiel hat nur die Form eines Anakoluthes. In Wirklichkeit ist es ein bloßer Geläufigkeitsfehler, indem infolge einer kleinen Aufmerksamkeitsstörung die Denkbeziehung der beiden Satzinhalte nicht konsequent zum Ausdruck gebracht wurde.

Die Parenthese ist häufig elliptisch, denn sie verfällt sehr leicht den Tendenzen zur Kraftersparung und Formvereinfachung. Alle brachyologischen Gebilde sind aus dieser Tendenz entstanden. Sie war auch wirksam an der Bildung der Interjektionen, die ursprünglich vollständige Sätze waren.

Die nachteilige Wirkung der brachyologischen Tendenz ist die Uniformierung der Sprache.

Der Vorteil ist darin zu suchen, daß die Situation manchmal ganze Sätze erspart, da der Sprechende an Voraussetzungen anknüpfen kann, die der Kürzung der Rede förderlich sind. Diese Anknüpfungsmöglichkeiten liegen zunächst einmal im Wesen der Sprache, die von Zuordnungsprinzipien beherrscht ist, zum anderen in der Beschaffenheit der Sprachmittel. Daher ist es möglich, daß man auf Fragen mit „ja" oder „nein" antworten kann. Bestimmte Wortarten eignen sich besonders zur Zusammenfassung und Anknüpfung an die Situation, die Kopula „und" und die indefiniten Pronomina. „Da" mit Praeposition wird im Protokoll häufig angewandt.

— „Ich hab mich dagegen gewehrt."

— „und konnte darüber nicht hinwegkommen" und andere mehr.

Die Aposiopese ist ein intentionaler Intellektualsatz, der aber bewußt infolge innerer Hemmungen abgebrochen wird, so daß der Satz nicht zu Ende geführt wird. Die Unterbrechung ist affektbedingt. Der Grund zur Aposiopese ist die Tatsache, daß überwältigende Gefühle nicht so leicht in Worte gefaßt werden. So entstehen Aposiopesen, wo ein Neologismus gerade nicht zur Hand ist:

— „ . . . um eine Besserstellung ihres . . .

ja im allgemeinen zu erreichen."

Dieses Beispiel ist keine reine Aposiopese, weil die Satzmelodie und die Satzform trotz der Wortdiktionsstörung eingehalten ist.

Bei der Aposiopese kennzeichnet die Pause die Unterdrückung des Satzendes. Sie liegt meistens da vor, wo ein Anakoluth durch mehrere Parenthesen entstanden ist.

Die Wirkung der brachyologischen Sätze ist größer als die der

ausführlichen. Das zeigen die Attributivsätze:
— „ . . . Und wieder dieses selige und gleich darauf Einschlafen / dieses köstliche Einschlafen." Alles Überflüssige wird erspart, um das Wichtige, Affektbetonte umso schärfer heraustreten zu lassen. Die Intensität kann sich in den Kurzsätzen besser auswirken.

Die Untersuchung des Satzbaus ist durch die eben aufgezeigten Phänomene sehr erschwert. Zu Beginn des Phonogramms ist der Satzanfang durch den Dialog bestimmt. Es wird gefragt und der Kranke antwortet. Aber in seiner freien Erzählung ist die Abteilung der Rede nach Satzeinheiten schwierig.
Auch wo keine Störungen wirksam sind, reiht er einen Gedanken an den anderen:
— „Und, und da war er aber gar nicht mit einverstanden, und da hielt ich ihm's noch mal vor, und da sagte er zum Schluß: nun ja, meinetwegen. Und da hat / hat er denn das Grammophon bringen lassen, da hab ich ihm noch gesagt, daß . . . .",
„und" und „dann", „und denn" und ähnliche kopulative Verbindungen der Satzteile beherrschen die Satzfügung.

Bevorzugt werden die einfachen Sätze. Satzgefüge werden vermieden, da der Kranke sich unsicher fühlt. Und wenn die syntaktische Form des Hauptsatzes so stark ist, daß ein Nebensatz folgen muß, wenn also Verben des Sagens und Denkens u. a. unbedingt einen abhängigen Satz verlangen, so mißrät die Satzfügung fast immer. (Die Ursachen sind bereits behandelt worden.) Die logische Bindung ist wie die syntaktische sehr locker. Das im Protokoll wirksame asyntaktische Moment ist schon als Stilprinzip anzusprechen. Nebensätze sind der emotionalen Denkweise unbequem. Beziehungen zwischen zwei Sätzen werden lieber durch außersprachliche Ausdrucksmittel angedeutet. Die hypotaktische Verknüpfung der Satzeinheiten wird durch das parataktische Nebeneinandersetzen der Sätze ersetzt.

Diese Bevorzugung der losen partikellosen Beiordnung ist ein wesentlicher Zug der Umgangssprache. Die logische Zusammenfassung ganzer Gedankenreihen liegt ihr nicht. Der einzelne Satz wird im Affekt in seine Teile zerlegt. Dasselbe geschieht mit mehreren Sätzen, die inhaltlich zusammengehören. In der Formulierung kommt die logische Kohärenz nicht zum Ausdruck. Die Situation und die außersprachlichen Elemente lassen dann meistens den Zusammenhang erkennen. Von diesem Standpunkt aus betrachtet sind die elliptischen Parenthesen ebenfalls parataktische Stilelemente. Die parataktische Ausdrucksweise ist nicht immer negativ zu werten. Sie ist oft ein Zeichen von Treffsicherheit, wenn man bedenkt, daß Nebensätze zur Ergänzung einer Aussage herangezogen werden müssen.

Eine Vermeidung der Hypotaxe liegt in folgenden Beispielen vor:
— „Und daraufhin wurde ich so unglücklich darüber; ich fing an . . ."

Würde die Beziehung der beiden Sätze sprachlich zum Ausdruck gebracht, so müßte der Satz lauten:
— „Und daraufhin wurde ich so unglücklich darüber, daß ich anfing . . .".
Ähnliche Beispiele:
— „Und glaubte nun auch, am nächsten Morgen ist es / ist alles das wieder vorbei. Du wirst dann innerlich / du wirst dann wohl / es wird dann alles wieder wohlbestellt sein."

Als Satzgefüge würde dieses Beispiel wohl so aussehen:
— „Und glaubte nun auch, daß es am nächsten Morgen, / daß alles das wieder vorbei sein würde / daß ich dann innerlich / daß ich dann wohl / daß alles dann wieder wohlbestellt sein würde . . ."

Für die Psychologie des logischen Denkens ist die Satzverbindung von großer Bedeutung. Die Bindewörter sollen das logische Verhältnis der Gedankeneinheiten untereinander zum Ausdruck bringen. Die Umgangssprache und das Protokoll zeigen, daß die Satzverknüpfung gar nicht nach logischen Prinzipien, sondern unter ganz anderen Gesichtspunkten durchgeführt ist. Der volkstümlich Sprechende denkt sukzessiv und assoziativ. Er fragt nicht: was folgt daraus?, sondern: was kommt danach?

Neben anderen Ursachen sind die assoziative und sukzessive Denkweise für die Phänomene, die wir als Aufmerksamkeitsfehler, Gedächtnisfehler und Denkfehler bezeichnen, verantwortlich.

Die lebhaften, plötzlich auftretenden Gedanken erregen den Kranken. So kommt es, daß er die Gedanken nicht zu Ende denken kann. Beim Sprechen gerät dann natürlich auch der Sprachverlauf ins Stocken. Wenn einfache Sätze gesprochen werden, braucht sich das nicht unbedingt bemerkbar zu machen. Er kann dann automatisch sprechen. Aber überall dort, wo es sich um die Formulierung gedanklich schwieriger Inhalte handelt, treten dann Satzfragmente auf. Die Anakoluthe und Aposiopesen haben hier ihre Wurzeln. Die bildlichen Wendungen gelingen nicht.

Das Sprichwort: „gute Miene zum bösen Spiel machen" mißrät dem Kranken. Stattdessen sagt er:
— „ . . . und machte noch ein gutes Gesicht bei dem Spiel." Auch die als Perseverationserscheinung zu wertende Wiederholung führt nicht zum Ziel.
— „ . . und sagte nun / und machte noch ein gutes Gesicht."

Dasselbe liegt vor bei der Redewendung:
— „etwas hängt einem zum Halse heraus". Die Unsicherheit des Kranken in der Anwendung stehender Redensarten und Aphorismen allgemeiner Natur kommt an dieser Stelle besonders zum Ausdruck:
— „ . . . Nun war ihnen selbst /
kam denen selbst schon zum Hals 'raus. 's war ihnen so zum Hals herausgekommen."

Wir müssen uns dieses Denkphänomen so entstanden denken: Zu einem aphorisch vorgestellten Inhalt fällt die aphorische Denkform nicht ein. In diesen beiden Fällen ist der Fehler gut nachzu-

weisen, abgesehen von den Iterationsversuchen, weil uns diese Aphorismen geläufig sind. Ich denke mir, daß eine ähnliche Diskrepanz auch in solchen Fällen vorliegt, wo die intendierte Form nicht allgemein gebräuchlich ist. Die Ursache kann Denkverwirrung sein, wie sie im folgenden vorliegt. Der Kranke unterbricht sich, weil ihm zum vorgestellten Inhalt nicht die geeignete Sprachform eingefallen ist:

— „ . . . da hatte ich das Gesicht. Und das war nun folgendes. Ich / hatte / warten Sie mal / an drei / am zweiten / an drei / also an drei Tagen / am ersten Tage / am zweiten Tage / am dritten Tage / weiter nichts / ach so ja / Ich befand mich in einer Gartenlaube."

Diese Denkverwirrung ist die Ursache mancher unsinniger Wiederholungen, Doppelung, Perseveration. Sie liegt vor, wo es scheint, als ob er nicht vom Fleck kommen konnte.

Diese Sprachphänomene ereignen sich durch plötzliches Herabsetzen der Denkvorgänge. „Gemachte" Gedanken, denen auch der Gesunde ausgesetzt sein kann, können diese Unterbrechungen nach sich haben, ebensogut kann aber auch innere Leere oder Gedankenentzug die Ursache sein. Es ist zu beachten, daß manche Iteration, wie schon gezeigt, dadurch entstanden ist, daß der Kranke das Bewußtsein hat, daß er die richtige Form nicht getroffen hat:

— „ . . . Und nun ja, hat / er hat sich nicht / hat sich / hat sich nicht entschlossen / entschließen / entschlossen dazu . . ."

Wie der Sprechende in der Umgangssprache, so nimmt auch unser Kranker den Kampf gegen den Gedankenentzug auf und manchmal mit gutem Erfolg. Dies geschieht assoziativ:

— „also ich hab gekämpft / ich hab mich dagegen gewehrt / gegen diese Müdigkeit . . ."

An einer anderen Stelle:

— „Es war an dem zweiten Tag nach dieser Begebenheit / nach dieser Besprechung in Berlin." Diese Phänomene sind aus Mangel an Einfällen entstanden. Der Sprechende beherrscht die Situation nicht mehr ganz. Den Kampf um den Gedankenablauf zeigen die vielen Denkstützen, die inhaltlich wertlos sind:

— „ach so ja / und / und nun" und andere.

Für das Zustandekommen der Sprachanomalien führt Gruhle folgende Gründe auf: Denkstörung, Affekteinbruch und Expressionstendenz. Die Expressionstendenz, die bei schizophrenen Geisteskranken sehr produktiv sein kann, war im Protokoll wenig wirksam. Die Expressionstendenz kommt im schriftlichen Text besser zum Ausdruck. Die aus dieser Ausdruckstendenz sich ergebenden Besonderheiten habe ich bei der Behandlung der rhytmischen Elemente gezeigt. Die Gefahr, daß die Sprache auf Kosten des Bedeutungsgehaltes nur musikalisch erlebt wird, ist bei der erhöhten Expressionstendenz sehr groß.

Es ist im Protokoll eine erhebliche Anzahl von Geläufigkeitsfehlern als Folge der Denkstörung vorhanden. Wenn im Fluge des Gedankens der „intentionale Bogen" zu weit gespannt ist, entsteht

häufig Gedankenentzug. Der Sprechende ist dann bestrebt, die „syntaktische Ruhelage" (Behaghel) wiederherzustellen. Das heißt, er senkt sein Sprachniveau und verfällt von der nicht gelungenen schwierigen Form auf die einfachere.

An dieser Stelle seien alle Geläufigkeitsfehlarten aufgeführt.

Für die Wiedergabe einer Rede ist die indirekte Redeform im Konjunktiv vorgesehen. Wir stellen aber fest, daß oft nur der Anfang gesetzmäßig im Konjunktiv wiedergegeben wird. Bald schon, häufig nach dem zweiten oder dritten Satz, verfällt der Sprechende auf den geläufigeren Indikativ. Und es verrät nur noch der Tonfall, die begleitenden Gebärden, das Herausstoßen der Worte, daß eine Rede wiederholt wird. Ein Beispiel aus dem Protokoll:

— „ . . . Er hat sich nicht entschlossen dazu und hat gesagt, könne er nicht. Nun gut / ich habe gesagt: Dann bleibe ich auch darauf bestehen".

Der Rückfall vom Konjunktiv in den Indikativ ist in den abhängigen Sätzen schwieriger festzustellen, da die Modusformen häufig übereinstimmen.

Der geläufigere Nominativ ist in attributiven Beifügungen die Fortsetzung anderer Fälle:

— „Es gibt keinen anderen Weg, als nur der / nur dieser Weg, den du bisher gegangen bist."

Jede Sprachäußerung wird gedanklich praeformiert. Weil aber das Denken dem Sprechen vorauseilt, ergibt sich daraus eine Bedingung für das Entstehen von Vorwirkungsfehlern. Das Sprachmotorium wird durch Artikulationsbewegungen beeinflußt. Unser Kranker will sagen:

— „ . . . Zum wahnsinnig werden schwer . . ."

Statt dessen sagt er aber: „zum wahnsinnigen schwer". Dies ist der einzige Vorwirkungsfehler im Protokoll. Sie sind häufig bei solchen, bei denen das Reden zur täglichen Berufsausübung gehört. Hast und Eile lassen sie entstehen.

Kontaminationen, Konstruktionsmischungen als bloße Fusion der Formen entstehen häufig als Vor- oder Nachwirkungsfehler. Sätze, die die gleiche Gestalt haben, oder in denen Satzteile lautlich übereinstimmen, werden in eine Form gepreßt. Mehrere Ausdrucksformen werden zu einer neuen Form verschmolzen. Es werden solche Formen vermischt, die irgendwie zusammen gehören. Für sich genommen sind sie richtig.

Es wird an einem zu stark betonten Satzteil ein neuer Satz angeschlossen. Bis zu diesem betonten Satzteil ist der Satz syntaktisch richtig, von diesem Satzteil aus ebenfalls. Aber das Ganze ist syntaktisch unmöglich.

— . . . „und nun brach das am Karfreitag brach das wieder auf."

— „ . . . Und nun kam schon der dritte Tag verging."

Diese Kontamination ist entstanden aus:

„Und nun kam schon der dritte Tag" und „Der dritte Tag verging."

Jede Kontamination ist gleichzeitig auch Assoziationserscheinung. An ihrer Entstehung sind sowohl die Emotionalität als auch andere psychische Triebkräfte beteiligt. Der Affekt ist weitgehend verantwortlich, denn er lenkt die Aufmerksamkeit ab, so daß der Sprechende die Formen nicht auseinanderhalten kann. Da unser Kranker ungeheure Gedankenstürme über sich ergehen lassen muß, ist die Voraussetzung für Kontaminationen formaler und inhaltlicher Art gegeben.

Bei Vergleichen ist die Gelegenheit zu Vorwirkungsfehlern und Kontaminationserscheinungen besonders groß, weil die Ausdrucksweise in Komparativen und Superlativen besonders affektisch ist. Das Protokoll hat fast alle Vergleichssätze nicht richtig bewältigen können.

Unter die Geläufigkeitsfehler sind alle fehlerhaften Perseverationen zu zählen, die auch im Protokoll ziemlich häufig sind. Es können Begriffe und Vorstellungen perseverieren. Es können aber auch nur die den Worten anhaftenden Kategorien, wie Kasus, Numerus, Tempus u. a. perseverieren. Letzteres verursacht grammatische Fehlleistungen. Ein Fall von Kasusperseveration liegt im Folgenden vor:

— „Also haben wir dem zu danken, Gott und schließlich nicht uns allein, sondern alle."

Der Kasus in „dem" wirkt nach in „uns allein" für „wir allein".

Noch ein Beispiel für Kasusperseveration:

— „. . . Und ich merkte, es gibt keinen anderen Weg als nur der / nur dieser Weg, den du bis jetzt gegangen bist, also weiter Opfer bringen."

Genusperseveration liegt im folgenden vor.

— „. . . Da war dauernd von morgens bis abends war es in mir eine Nacht. Ich war natürlich dieselb / derselbe wie immer." Das Genus des Substantivs „Nacht" perseveriert infolge seines Übergewichts über den indefiniten Ausdruck „derselbe". Der Kranke verbessert sich jedoch sofort.

Als Perseverationserscheinung sind alle fehlerhaften Formangleichungen anzusehen:

Aus der adverbiellen Zeitbestimmung wird ein Substantiv mit Attribut.

— „. . . dein morgiger Tag".

Um einer ungeläufigen Form zu entgehen, wird nach dem Vorbild: „der heutige Tag", „dein morgiger Tag". Diese Art der Formangleichung ist an der Umgestaltung der Umgangssprache hervorragend beteiligt. Die Angleichung der Adjektive an das zugehörige Substantiv ist bereits vollständig vollzogen. Die Adverbien verfallen diesen Bestrebungen allmählich.

Die Perseveration des Oberbegriffs eines Erzählungskomplexes wirkt sich stilistisch aus. Sie macht den Stil langweilig. Perseveration des Oberbegriffs herrscht in der Darstellung der Halluzinationen:

— „ . . . Der Teufel war so etwas ganz Furchtbares. Man sollte gar nicht mehr glauben, daß es noch etwas Furchtbareres geben könnte. Denn wer stellt sich noch etwas Furchtbareres vor, als wie mit dem Teufel ringen? Und es kommt aber noch etwas Furchtbareres für mich . .“

Oder etwa das rasende Herzklopfen in der Textprobe B. Der Kranke hält dabei am gesprochenen Wort fest. Häufig perseveriert der Gefühlston über sachliche Inhalte.

Fragen wir nach den Bedingungen dieser Fehlleistungen, so müssen wir berücksichtigen, daß das Gedächtnis den Sprachablauf nicht immer kontrollierend überwacht. Es sind fast ausschließlich Fehler, die allen unterlaufen können. Die Hauptfehlerquelle ist das Versagen der Denktätigkeit. Hierzu gehören viele logische und grammatische Fehler, die in Schüleraufsätzen und in der Umgangssprache häufig sind.

Gefühl und Verstand, Affekt und Intellekt sind die Gegensätze, die unser ganzes Leben beherrschen. Sie beherrschen auch die Sprache und das Denken. Es gibt eine Gefühlslogik und eine Verstandeslogik. Was im Einzelfall dominiert ist durch die Persönlichkeit und die Umstände bedingt. Gefühlsmäßige Stellungnahme verursacht immer Unebenheiten. Was interessiert, tritt bevorzugt in den Vordergrund. Das zeigt der inhaltliche Verlauf des Protokolls. Hierin kommt die emotionale und assoziative Denkweise zum Ausdruck. Die Unterhaltung begann mit Erörterungen über die Absichten der streikenden Bergarbeiter in Ungarn. Als Gandhi vergleichsweise erwähnt wurde, der aus religiösen Motiven hungerte, da war das eigentliche Thema vergessen. Auch unser Kranker hat aus religiösen Gründen gehungert. Er hat in Gandhi sein Vorbild gefunden.

Zwischen Satzbau und Rede besteht ein gewisser Zusammenhang. Im Satz bilden die Vorstellungskomplexe und Aussage eine Einheit. Ist dies nicht der Fall, dann geht die Einheitlichkeit verloren. Der Satz kann aber formal immer noch bestehen, während von einem logischen Zusammenhang der Glieder nicht mehr gesprochen werden kann. Dasselbe gilt von der Rede. Affekteinbrüche und Ideenflucht können den Satz und auch die Rede logisch und in Extremfällen auch formal durchbrechen.

Jede Rede muß ein Thema haben, das heißt, die Aussagen in einer Rede müssen um eine leitende Obervorstellung kreisen. Steht dem Redner genügend Zeit zur Vorbereitung zur Verfügung, dann baut er die Rede nach einem Schema auf. Uns ist im Schulunterricht die vom Rethor Apthonius erfundene Chrie empfohlen worden, die folgendes Schema hatte:
Quis? quid? cur? contra simile et paradigmata.
Dieses Schema wurde durch die „Disposition“ verdrängt: A. Einleitung. B. Hauptteil. C. Schluß.
Im Hauptteil wurde das eigentliche Thema behandelt mit den Unterteilungen I, II, III, I a b c, II a b c, III a b c.

Einem solchen Schema steht das freie Assoziieren gegenüber.

Punkt A führt zu B, B zu C, C zu D. Die Teilvorstellungen I und A sind bei beiden gleich. Während im ersten Schema die Obervorstellung im Blickpunkt des Interesses steht, wobei die Unterteilungen a. b. c. assoziativ auftreten können, geht diese nach A verloren. Die Teilvorstellungen werden selbständig. Der Sprechende verliert sich in Gebiete, die mit dem Thema nichts mehr zu tun haben. In einer solchen Rede ist jede Vorstellung der anderen gleichwertig und ruft neue Vorstellungen hervor, die auf die vorhergehenden keinen Bezug haben. Verantwortlich hierfür ist die assoziative Denkweise, und die naturgemäße Unfähigkeit, große Gedankenkomplexe bei der Behandlung der Teilkomplexe dauernd vor Augen zu halten.

Bei einer chronologischen Darstellung, wie die im Protokoll, ist die Gefahr, durch freie Ideenassoziation abzuirren, naturgemäß gering. Die zeitliche Reihenfolge der eindrucksvollen Erlebnisse ist ein guter Schutz gegen das Abgleiten vom Hauptthema. Aber innerhalb der einzelnen Erzählungsphasen zeigen sich alle Phänomene, die undisziplinierten Denken verursachen.

Ich untersuche zunächst die assoziative Denkweise. Das logisch geschulte Denken ist kritisch; es wählt die sich anbietenden Vorstellungen nach ihrer Gebrauchsfähigkeit aus. Die assoziative Denkweise ist in dieser Hinsicht weniger kritisch. Sie kann es nicht verhindern, daß Gedanken aufkommen, die zum Thema keinen inneren Bezug mehr haben. So wie sie kommen, werden sie geäußert. Unser Protokoll hat mehrere Stellen, an denen der Kranke vom Thema abkommt, weil er im Augenblick des Auftretens des Gedankens sich von der Brauchbarkeit desselben nicht überzeugen konnte. Die Triebkraft zu diesen Fehlleistungen ist in der veränderten Emotionalität zu suchen, wie auch der übermäßige Drang, alles möglichst genau und eindrucksvoll wiederzugeben. Beim Kranken kommt noch der Zwang hinzu, alle Gedanken aussprechen zu müssen.

In der Textprobe A:

— „ . . . alles wurde dahin gelegt — mein ganzes Tun / und ich hatte bis dahin sehr viel getan, hatte zum Beispiel . . ."

Nun folgt die Abirrung vom Thema, weil der Kranke glaubt, er müsse nun sagen, was er alles getan hat.

— „ . . . das hörte alles allmählich / wurde gelähmt."

Er weiß, daß er zu viel gesagt hat und setzt an der Stelle, wo er unterbrochen hat, wieder ein. Solche Deutlichkeitsaufnahmen sind häufig. Sie treten auch bei kleineren Versehen auf.

Diese assoziative Erzählungsweise ist für die Umgangssprache charakteristisch. Wenn primitive Naturen wichtige Erlebnisse darstellen wollen, dann beginnen sie mit Nebensächlichkeiten. Sie sind unfähig, sich auf das Hauptsächliche zu konzentrieren. Daher erklärt sich die Fülle der unwesentlichen Gedanken. Nach der Aufforderung zum Sprechen setzt sich der Denkapparat sofort in Bewegung. Aber der Anfang des Denkens ist nicht der des Sprechens. Bis daß das Sprachmotorium, durch den Entschluß zum

Sprechen aktiviert ist und die Artikulationsschwierigkeiten überwunden sind, ist schon eine Fülle Gedanken erzeugt und unterdrückt worden. Aus der Flut der assoziativ auftretenden Gedanken nimmt der Sprechende plötzlich einen heraus. Da die Orientierung fast nur unter chronologischen Gesichtspunkten geschieht, holt der Betreffende ziemlich weit aus. Breit und umständlich wird dann geschildert. Aber das eigentliche, was sie nun erzählen sollen, das kommt zu kurz. Die Textprobe B zeigt das Umherschweifen der Gedanken im Unwesentlichen. Der Kranke will die Halluzination darstellen und spricht vom blauen Himmel und vom Herzklopfen. Das Wesentliche, die Erscheinung selbst wird nicht beschrieben. Es folgt dann eine langatmige Beschreibung seines Zustandes nach diesem Erlebnis.
Assoziatives Denken äußert sich im Folgenden.
— „... / merkte ich auch, daß ich auch nicht mehr der war / derjenige, der ich früher war. Früher da saß ich abends immer mit ihnen zusammen . . ."
Der Kranke muß hier nach „früher" die früheren Zustände beschreiben und wiederholt sich hierin.

Beim Zählen zeigt sich die assoziative Bereitschaft des Kranken:

— „Und das war am ersten Tag so schlimm wieder wie diese Festtage für mich, denn ich konnte / hatte keine / nur / viel, sagen wir mal, vielleicht / einen Augenblick / an den ersten Tagen war ich gedankenfrei, kann man sagen, wo ich nie mich dazu aufraffte, du kannst jetzt wieder essen. Und am zweiten Tage hab ich denn schon durchgerungen, daß ich dann schon ein kleines Gebetchen sagen konnte, also schon bis mich dazu aufschwingen konnte, ja sagen und bis ein Gebet / daß ich m' Gott empfahl. Und am dritten Tage wurde es vielleicht schon 'n Vaterunser. Und am vierten Tag wurden es schon zwei, drei, vier. Und am fünften, sechsten wurden es immer mehr. Und nachher / nachher konnte ich dann zum Schluß am siebten, achten, neunten, zehnten Tag schon wieder die Mahlzeit herankommen sehen."

Aus dem Drang, alles möglichst genau darzustellen, schildert er sein Verhalten an den einzelnen Tagen. Und als er sich auf Einzelheiten nicht mehr besinnen kann, zählt er rein assoziativ die einzelnen Tage auf.

— „Und hab das n' Tag so gemacht ... 'n dritten und 'n vierten, dann noch den sechsten und siebten, 'n achten und neunten und auch noch den zehnten."

Dieses Beispiel zeigt die Beweggründe zum assoziativen Aufzählen. Der Kranke hat ein wenig entwickeltes Gefühl für Zeitmaße. Er zählt die Dauer der Ereignisse an den Zeiteinheiten ab. Dabei muß er sich scharf auf die Ereignisse an den einzelnen Tagen besinnen. Er klammert sich an die Reihenfolge.

Eine Merkwürdigkeit sei aus den schriftlichen Aufzeichnungen des Kranken hier angeführt:
— „ . . . Man wird einwenden, es könne nicht schwer sein, ein

„Vaterunser" zu beten, es ist aber schwer, zwei, vier, acht, sechzehn, zweiunddreißig, usw. Vaterunser zu beten . ."
oder:
— „. . . Kein „Gegrüßet seist du Maria" konnte ich sagen, weil ich Angst hatte, dahinter käme ein zweites, viertes usw. . . ."

Die sukzessive Denkweise wirkt sich in der Satzkonstruktion aus und verursacht den Nachtragsstil. Die Parenthesen und Ellipsen haben teilweise auch in der sukzessiven Denkweise ihre Begründung. Zunächst einige Beispiele:
— „. . Es wurde alles nur so herausgepreßt, jedes Wort . ."
— „. . Und auch dann eigenartige Weise hab ich's nachher eingestellt, also diese Vorträge."
— „. . . Wir sind bestellt worden, zu einer Besprechung, also die Schulungsleiter nach Wormditt."

Im ersten Beispiel ist das Subjekt in der Gestalt des unpersönlichen Pronomens, im zweiten das Objekt desselben Pronomens nicht stark genug, um gegen die Verbformen bestehen zu können. Deshalb folgen Ergänzungen als Nachträge. Erfolgen solche Verbesserungen im Satz, so entsteht die Parenthese, die häufig elliptisch ist, wie es das dritte Beispiel zeigt. Die Parenthesen und Ellipsen sind häufig Kennzeichen der sukzessiven Denkweise.

Die sukzessive Denkweise ist allen Menschen eigen. Phänomene und Fehlleistungen entstehen erst dann, wenn der Sprechende es nicht gelernt hat, logisch zu denken und sich sprachlich zu disziplinieren.

Die sukzessive Denkweise zeigt sich in der Wortstellung. Sie ist Allgemeingut der Umgangs- und Schriftsprache. Ihr liegt die Tendenz zugrunde, möglichst schnell die Hauptsache zu sagen, um dann alles andere als Nachtrag folgen zu lassen. Die inhalts- und affektbetonte Vorstellung wird zuerst geäußert; alles andere ergänzende und nebensächliche folgt als Nachtrag oder als Relativsatz. Hier ist eine Deutung dafür, daß Relativsätze niemals affektischer und inhaltsreicher sein können, als der übergeordnete Beziehungssatz.

Wie die Wortfügung so ist auch die Satzfügung im volkstümlichen Sprechen sukzessiv. Deswegen ist der parataktische Stil der volkstümliche. Statt des logischen Satzgefüges in der Kunstprosa, das schwer zu überschauen ist, reiht die Umgangssprache die Sätze aneinander. Im Protokoll stehen Hauptsätze nebeneinander, die inhaltlich abhängig sind. Die parataktische Ausdrucksweise ist mitunter wirksamer als die hypotaktische Satzkonstruktion. Deshalb hat die Kunstprosa gelegentlich aus Prinzip dieses Stilelement angewandt. Neben der Deutung, daß die direkte Wiedergabe einer Rede ein Rückfall aus der ungewohnten Form in die geläufigere sei, oder das Ergebnis eines emotionalen Einstellungswechsels, ist auch die Neigung zur parataktischen oder auch enumerativen Ausdrucksweise eine ausreichende Erklärung. Die hypotaktische subordinierende Satzbildung ist unbeliebt.

Havers unterscheidet auch noch die enumerative Denk- und

Redeweise. Wir sprechen von einer enumerativen Redeweise überall da, wo der Sprechende am sinnlichen Eindruck haften bleibt. Er kann sich dann vom Gegenständlichen nicht loslösen. Inhaltlich wirkt sich das aus in der Ausführlichkeit der Darstellung der Einzelkomponenten eines Vorgangs. Eine erhöht aktivierte Gedankenbildung ist die Ursache. Entweder wird eine Vorstellung aus Einzelzügen zusammengetragen oder sie wird in Einzelzüge zerlegt, oder die Rede wechselt die Richtung. Der Sprechende wird weitschweifig. Die enumerative Redeweise hat dies mit der freien assoziativen gemein.

Das Zusammentragen einer Vorstellung aus Einzelzügen ist in der Umgangssprache das üblichere, denn aus den sinnlichen Eindrücken werden die Erlebnisphasen geschildert. Dies ist die „synthetische" Darstellung. Der Richtungswechsel, das Abschweifen wird durch Affekteinbrüche verursacht. Nach der Unterbrechung läuft der Faden weiter und die Unterbrechung bekommt den Charakter eines Excurses. Das analytische Prinzip kommt im Nachtragstil zum Ausdruck: Ein Vorstellungsinhalt wird nie ausreichend mit einem einzelnen Satz getroffen. Es treten weiter Sätze als Ergänzung hinzu. Das sind Nachträge, die durch Satzzeichen, Semikolon oder Komma als Nachträge kenntlich gemacht werden können.

Syntaktisch äußert sich die enumerative Redeweise in der Parataxe. Jeder Teil der Handlung wird als selbständiges Ganzes zum Ausdruck gebracht. Die Unterordnung wird dabei unterlassen. Der Sprechende sieht nur das anschauliche Nebeneinander, die Reihenfolge, und nicht das begriffliche Übereinander, das Grund-Folge-Verhältnis. Die Formen der enumerativen Redeweise sind ein Zeichen fortgeschrittener Mechanisierung der Sprache. Die Verben werden zu Hilfsverben deklassiert. Das Schwergewicht wird von den Verben auf das Nomen verlegt. Das Vollverb verblaßt zugunsten der Nominalisierung der Ausdrucksweise; es wird ersetzt durch eine Verbindung des Substantivs, Adjektivs oder Verbaladjektivs mit „sein"; „haben" verbindet sich nur mit Substantiven.

— „ . . Und einen ganz wahnsinnigen Schmerz hatte ich hinten. Und ich wußte auch, daß dieser Schmerz nicht von der Wunde her war, das wußte ich sofort."

Von den ersten hundert Verben im Protokoll, die 274 mal gebraucht wurden, ist das Hilfsverb „sein" 58 mal, „haben" 13 mal, „tun" 2 mal, „können" 18 mal, „wollen" 9 mal, „werden" 10 mal angewandt worden .Die Verbindungen mit „sein" und „haben" zur Bildung der zusammengesetzten Zeiten habe ich nicht mit eingerechnet.

„kommen" wurde im Protokoll einmal als modales Hilfsverb benutzt.

— „ . . . Sie kamen gelaufen".

Von den 274 Verbformen im Abschnitt der ersten 100 Verben stehen den 163 normalen Zeitformen 111 modale Formen ein-

schließlich der Nominalformen gegenüber. Die mit „sein" und „haben" zusammengesetzten Zeiten wurden zu den Vollverben gerechnet. Die Formen von „sein" und „haben" standen entweder allein oder mit einem Nomen zusammen.
Einige Beispiele für die beliebte nominale Ausdrucksweise im Protokoll.
— „ . . . der ist schon, sagen wir mal etwas weniger, nicht so umfassend, wie der Zweck des von Gandhi erreichten."
— „. . . wenn sie Nöte hatten."
— „ . . . da war es in mir eine Nacht."
— „ . . es war furchtbar."

Die Tendenz zur Anschaulichkeit bedingt die konkrete Ausdrucksweise. Die Umgangssprache will alles plastisch anschaulich ausdrücken. Daher werden Erlebnisse nach der Reihenfolge ihrer Eindrücke geschildert.

Havers macht die Natur der Ausdrucksmittel für diese Tendenz verantwortlich. Ihnen sind bestimmte ursprünglich vorhanden gewesene Fähigkeiten verloren gegangen, beispielsweise die, eine Aktionsart eindeutig auszudrücken. Der Sprechende, der auf eine genaue prägnante Ausdrucksweise achtet, muß diesen Mangel der Sprache naturgemäß durch eine entsprechende Sonderleistung ausgleichen. Das geschieht durch Häufung der Einzelsätze. So erklärt sich die Stelle vom „rasenden Herzen".
Die anschauliche Tendenz hat ihre psychologische Erklärung in der primitiveren Anschauungsweise der Umgangssprache. Der einfache Mensch erlebt die Dinge als Summe einzelner Wahrnehmungen. Der Erzähler erlebt beim Erzählen den selben Vorgang noch einmal. Das sinnlich Wahrgenommene läßt tiefere Eindrücke zurück, als das vernunftsmäßig erfaßte. Das Geschehen selbst oder der Vorgang wird nicht ausführlich dargestellt. Dafür schildert der Sprechende aber den Eindruck in aller Ausführlichkeit, den das Erlebnis auf ihn gemacht hat.

Die enumerative Denkweise ist an der Bildung der Ellipsen beteiligt. Eine Gesetzmäßigkeit bei der Entstehung der Ellipsen besteht allerdings nicht. Die inhaltsbetonten und affekttragenden Vorstellungen widerstehen den Kürzungsbestrebungen; und weil in der Sprache eine Bedeutungsentlastung der Verben zugunsten der Nomina allgemein ist, ergibt sich daraus die Tatsache, daß das Verbum der Unterdrückung mehr ausgesetzt ist als das Nomen.

3. Abschnitt.

Die Bedeutungsfunktion.

Da eine genaue Abgrenzung der Bedeutungsfunktion von der Mitteilungs- (Darstellungs-) funktion nicht möglich ist, so mußte im vorigen Abschnitt manches gesagt werden, was auch zum folgenden gehört.

Die Sprache setzt uns in den Stand, subjektive Erlebnisse als Gefühlswerte in Ausdrucksphänomenen mit objektivem Symbolgehalt darzustellen, um sie anderen mitzuteilen. Durch diese Möglichkeit erzielen wir sprachliche Höchstleistungen, wie die dichterische Prosa sie aufweist. Ihre Vorbedingungen sind sozialer Natur. Die Mitteilung geschieht durch Worte, die Symbolcharakter besitzen, denn das Wort steht im Symbolverhältnis zum Gedanken. Die einzelnen Worte für sich genommen bringen aber noch keinen Gedanken zum Ausdruck. Dazu sind mehrere aufeinanderfolgende Vorstellungen erforderlich, die in der sukzessiven Reihenfolge aufeinander bezogen werden. Das geschieht in den einfachen Formen in Sätzen, deren Inhalte wiederum aufeinander bezogen werden können, indem ihr Abhängigkeitsverhältnis kenntlich gemacht wird und die so zum Satzgefüge werden. Sind die Satzeinheiten zahlreich, daß es unmöglich ist, die Denkbeziehungen immer zum Ausdruck zu bringen, wie es in der Rede der Fall ist, dann bleibt es dem Hörer belassen, aus den Inhalten die Beziehungen selbst herauszufinden. Beim Verständnis der Rede kommt es also auf das Erfassen der Beziehungen an und auf das Verständnis der einzelnen Worte und Sätze. Es darf aber nur das in Beziehung gesetzt werden, was in der Absicht des Sprechenden liegt.

Die Sprachäußerung ist ein Urteilsakt, wobei das Urteil selbst im vorsprachlichen Stadium stattgefunden hat. Die Entwicklung der Möglichkeiten solcher Beziehungsetzung ist die Sprachgeschichte schlechthin. Ihre primitivsten Formen waren die ersten Versuche menschlichen Sprechens; diese haben sich behauptet und dringen überall dort durch, wo es Schwierigkeiten macht, das Gelernte anzuwenden. Die primitive Form der Beziehungsetzung ist der einfache Satz. Sein Ausbau zum kunstvollen Satzgefüge ist das Ergebnis langdauernder sprachlicher Erziehung und Disziplinierung.

Die Denkvorgänge des Hörers, die sich auf die vorzustellenden Objekte richten, müssen sich in den Grenzen des Normalen bewegen. Andererseits können nur einfühlbare Erlebnisvorgänge zum verständlichen Ausdruck kommen, wenn das Erlebnis sich innerhalb der Erlebnisgrenzen des Hörers hält und die Symbole für die Darstellung benutzt werden, die der konventionelle Sprachgebrauch vorsieht. Weil aber auch hier das Verständliche nicht normativ festzustellen ist, müssen wir das eben gesagte so formulieren: Ein Aussageinhalt wird dann verstanden, wenn der Hörer seinen psychischen Anlagen entsprechend in der Lage ist, den dargestellten Inhalt nachzuerleben. So haben es zwei Angehörige derselben Religionsgemeinschaft leichter, sich über religiöse Werte zu verständigen. Das folgende Beispiel aus den schriftlichen Aufzeichnungen zeigt dies deutlich.

— „Man wird einwenden, es könne nicht schwer sein, ein Vaterunser zu beten, es ist aber schwer, zwei, vier, acht, sechzehn, zweiunddreißig Vaterunser zu beten. Und das meinte Christus mit den

Worten, worauf mich erst dieser Tage ein schon vier Jahre zubringender Insasse hiesiger Anstalt aufmerksam machte: Ihr sollt unausgesetzt beten, aber nicht viele Worte machen, wenn ihr betet."

Dem „Insassen", der unserem Kranken die Worte Christi exegesiert, ist zunächst ein Gedächtnisfehler unterlaufen. Die Bibelstelle 1. Thess. 5. 18 „Betet ohne Unterlaß", oder Luk. 18. 1 „Er sagt ihnen aber ein Gleichnis davon, damit man allezeit beten und nicht laß werden solle." verwechselt er mit den Christusworten der Bergpredigt: Matth. 6, 7 „Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern wie die Heiden, denn sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viel Worte machen." Es folgt dann das Gebet: „Unser Vater im Himmel". Daraus macht der „Insasse" das Christuswort „Ihr sollt unaufhörlich beten aber nicht viele Worte machen". Selbst wenn die Bibel diesen widersinnigen Vers enthielte, bliebe doch die Beziehungsetzung abwegig. Diese Auslegung gefiel dem Kranken, der sich verwunderte, daß er nicht selbst darauf verfallen war. Vor einem anderen Auditorium würde der „Insasse" wohl kaum ein solch bereitwilliges Verständnis gefunden haben.

Das Verständnis hängt also an der Vollziehbarkeit der Beziehungssetzung, deren Möglichkeit von der Individualität des Hörers abhängig ist; es hört auf, wo der Hörer keine Beziehungsmöglichkeit entdeckt.

Im Verlauf einer Rede ist jeder folgende Satz inhaltlich durch das Vorhergehende bedingt, das an der Peripherie des Bewußtseins haften geblieben ist. Nach Bedarf tritt es ins Bewußtsein und beteiligt sich an der Einordnung neuer Gedanken. Diesen Vorgang nennen wir Apperzeption.

Der normale Redner setzt bei seinen Zuhörern weitgehende Fähigkeit des apperzeptiven Einordnungsvermögens voraus. Er verläßt sich darauf und verringert den Aufwand an Wortmaterial. Er läßt Zwischenglieder aus, die nur Zeit in Anspruch nehmen würden oder gar die Rede unübersichtlich machen würden. Seitens des Hörers ist eine psychische Aufnahmebereitschaft notwendig und die Fähigkeit, fremdes Eigenleben nachzufühlen, sich in den Sprechenden und seine Beweggründe zum Handeln oder Sprechen hineinzuversetzen. Es kommt zu Mißleistungen, wenn die Symbole und die intendierten Aussageinhalte nicht übereinstimmen, oder die psychischen Vorbedingungen beim Hörer oder beim Sprechenden nicht bestehen. Einerseits ist der Sprechende nicht in der Lage, sein Erlebnis in geeigneten Symbolen auszudrücken, andererseits sind die Symbole dem Hörer nicht geläufig.

Die Apperzeption von Vorstellungen oder Empfindungen geht nach bestimmten Gesetzen vor sich. Sie ist abhängig von der Vorbildung, Affektivität und Suggestibilität des Individuums. Das assoziative Mitschwingen von Begleitvorstellungen und Gefühlswerten beeinflussen ihre Richtung. „Die sinnliche Wahrnehmung ist also keine passive Spiegelung des Objektiven, sondern setzt mannigfache Tätigkeit der Seele voraus" (Fröbes).

Täuschungen sind sehr gut möglich, weil (nach Messer) das

Wirklichkeitsbewußtsein sehr stark ausgeprägt ist und allem Vorgestellten anhaftet; erst die Enttäuschung bringt eine Objektivierung der Empfindungen mit sich. Alles ist wirklich, was empfunden. Der Begriff setzt nun die Vorstellung voraus und ist das Ergebnis einer bewußten Verarbeitung des Vorstellungsinhaltes. Der mystifizierte Begriff „Tun" im Protokoll würde isoliert eine Unsumme von Anwendungsmöglichkeiten haben. Alle diese Merkmale würden uns verwirren, da eine Anzahl von Möglichkeiten sich schon gegenseitig ausschließen. Der Hörer beschränkt sich auf das Allgemeinste, das der Begriff zum Ausdruck bringen kann.

— „ . . . Und auch mein ganzes Glück und auch mein ganzes Tun in der Kaserne, was bis dahin so wunderbar gewesen war."

Der Relativsatz, der dieses „Tun" als „wunderbar" bezeichnet, gibt dem Begriff „Tun" seinen psychologischen Eigenwert. Was mit dem „Tun" gemeint ist, wird in den nachfolgenden Sätzen deutlicher. Und mit jedem erklärenden Zusatz bekommt das „Tun" sein neues Antlitz. (Vergleiche Textprobe A).

In der Niederschrift ist das „Tun" etwas eindeutiger beschrieben.

— „ . . . Mit meinem Rücktritt vom Amte des Unteroffiziers, dem Ende meines Wirkens vor den Soldaten (seine Schulungsvorträge) kam auch das Ende einer segensreichen seelsorgerischen Tätigkeit (sein „Tun"), die sich mit den Nöten des einzelnen befaßt hatte. Zum Danke, daß der Herr mich täglich mit einem rastlosen Apostelgeist beseelte, daß mir die Herzen zuflogen (sein „Glück"), ob ich von göttlichen oder weltlichen Dingen sprach, hatte ich angefangen, kleine Fastenopfer zu bringen."

Von jedem Gegenstand werden nur die wesentlichen Merkmale apperzipiert. Welche das sind, hängt von der Situation ab, in der uns der Gegenstand genannt wird. Daher gibt es keine Gewähr für die adaequate Aufnahme des Gehörten. Unter „Glück" und „Tun" hat der Kranke sich sehr viel vorgestellt; doch ohne die nachträglichen Erklärungen, die ich durch Rezension der Texte gefunden habe, wird der Hörer sich nicht das gleiche vorstellen können.

Die Beurteilung, ob richtig oder falsch gesprochen wurde, läßt sich nur an der Intention des Sprechenden vollziehen. Kommt der Sprechende nach der Formulierung des Gedankens zu der Überzeugung, daß er sich wohl nicht allgemeinverständlich ausgedrückt hat, dann verbessert er sich. Die vielen parenthetischen Einschübe und Erklärungen im Protokoll zeigen, daß der Kranke die Gefahr der paraphasischen Ausdrucksweise erkannt hat. Es gibt Stellen, die zeigen, daß der Kranke seiner eigenen Leistungsfähigkeit mißtraut. Er hat aus seiner Veranlagung ein Interesse daran, vom anderen genau verstanden zu werden. Ganz besonders wertvoll scheint es ihm, daß man seine Visionen, für ihn ein Zeichen persönlicher Beziehungen zu Gott, richtig wertet. So zeigen diese Darstellungen einen Überfluß an Worten, die das charakteristische

dieser Erscheinungen darlegen. Dabei kommt es oft vor, daß er für diese besonderen Inhalte keine besonderen Ausdrucksformen finden kann.

— „Das war dieser Tag, wo ich so innerlich, nein, innerlich kann ich es nicht nennen / wo ich also so ganz unglücklich gewesen bin.
— Und nun / wie nun das Sterben /
also der Moment des Sterbens kam /
die Todesangst, wenn man so /
der Sterbensmoment / auf einmal sagt es „Jesus".

Aus Besorgnis, nicht den richtigen Ausdruck gefunden zu haben, sucht er nach besseren treffenderen Ausdrücken. Bei den Nachträgen zeigt der Kranke, daß es ihm darauf ankommt, möglichst erlebnistreu zu berichten. Hat er das Gefühl, zu wenig oder zu viel gesagt zu haben, so läßt er gelegentlich einen Nachtrag folgen. Das folgende Beispiel zeigt eine Erweiterung und Verengung zugleich.
— „ . . . und ich ich hatte doch . . . schon vorher stark gefastet, aber nicht gehungert, stark gefastet."

Der Hauptsatz besagt mehr, als der Kranke beabsichtigt. Der erste Nachtrag schränkt den Aussageinhalt ein, so daß dieser die asketische Leistung nicht klar genug zum Ausdruck bringt. Dadurch wird ein neuer Nachtrag notwendig, der den Bedeutungsbereich des eingeschränkten Satzes wieder erweitert. Es ist zufällig, daß der zweite Nachtrag den Hauptsatz wieder herstellt.

Sprachliches Vorstellen und Anschauung sind verschiedene psychische Vorgänge. Die Vorstellungen sind individueller Art. Der Inhalt dessen, was wir uns unter einem Wort vorstellen, gibt uns den Gegenstand umgearbeitet wieder. Diese Verarbeitung führt vom Anschaulichen weg, sie erschwert die Anschauung. Dadurch können manche der Intention nach richtig angewandte Ausdrucksformen zu Paralogien und Paraphasien gemacht werden. Die Sprache selbst verleitet dazu durch ihre Tendenz, das Anschauliche unanschaulich wiederzugeben.

Auf diese Weise entstehen Mißverständnisse, die durch die Natur der Sprache bedingt sind. Dann gelingt es trotz großen Bemühens nicht immer, das Intendierte zu verstehen. Den wahrgenommenen Objekten werden merkwürdige Beziehungen zugesprochen, indem der Sprechende die allgemeinen sprachlich-psychologischen Grundlagen der Verständigung verläßt, trotz der konventionellen Anwendung der Ausdrucksmittel, oder der Hörer das Gehörte in ungewöhnlicher Bezugnahme einordnet und das Gehörte in einer falschen Richtung apperzipiert.

Die Gefahr der falschen Einordnung ist bei primitiven Naturen besonders groß. Entweder bringen diese es überhaupt nicht fertig, sich symbolhaft auszudrücken, weil sie vom rein Sinnlichen nicht loskommen, oder sie entdecken nur Teilbeziehungen; es wird schief dargestellt. Die an der Begriffssphäre liegenden Vorstellungen, die Begriffskomponenten gelten als pars pro toto und verdecken den Oberbegriff. In allen Fällen ist die Deutung eines solchen paraphasischen Phänomens schwierig, da das Vorbeigrei-

fen ebenso das Ergebnis einer Denkstörung, einer Auffassungsstörung oder einer einfachen mechanischen Wortdiktionsstörung sein kann. Solche Stellen sind auch im Protokoll vorhanden: (— warum hungerten die Bergleute?) — „ja als Grund also, um eine Besserstellung ihres / ihres / ja im allgemeinen zu erreichen."

Hier liegt offenbar eine Störung der Wortdiktion vor. Es fällt ihm nichts ein, um die Lücke auszufüllen. Er setzt noch einmal an und kommt auch nicht zurecht. Für den nicht gegenwärtigen Ausdruck steht dann „ja im allgemeinen".

An anderen Stellen zwingt ihn die Ausdrucksnot einen Ausdruck fehlerhaft anzuwenden, und in diesen Fällen ist es nicht bestimmt zu erkennen, ob nun eine fehlerhafte Apperzeption beim Einordnen in den Vorstellungskomplex stattgefunden hat, oder ob nur eine augenblickliche Störung in der Wortdiktion vorliegt. Im ersten Falle wäre das Vorbeigreifen im Ausdruck das Ergebnis einer fehlerhaften Apperzeption, im anderen Fall ein zufälliges Verlegenheitsprodukt.

Durch die Symbolfähigkeit ihrer Elemente ist die Sprache imstande, in anderen Vorstellungen und Empfindungen wachzurufen. Der Hörer versteht das Gehörte durch Nachvorstellungen, wobei für das Verständnis wichtig ist, daß die Vorstellungsinhalte einfühlbar sind. Von den Vorstellungskomplexen müssen gerade die Beziehungen herausgefunden werden, die das Verständnis ermöglichen. Jede Vorstellung ist eine Summe von Merkmalen, von denen jedes eine Beziehungsmöglichkeit enthält. Beim Hören eines Wortes beschränken wir uns auf die Apperzeption des Wesentlichen; alles andere für die Situation weniger Bedeutsame bleibt an der Sphäre des Bewußtseins. Eine Garantie, daß wir auch tatsächlich gerade die richtige Beziehung herausfinden, besteht nicht. Das zeigen die verschiedenen sich häufig widersprechenden Ansichten und Meinungen in allen Gebieten der Wissenschaft, deren Lehrsysteme sich jenseits der empirischen Erfahrungen entwickelten.

Bei der Bildung der Vorstellungen ist die Phantasie von großer Bedeutung. Sie wirkt expansiv und verursacht die Ideenassoziation, indem sie alle Begleitvorstellung erfassen will. Beim Denken und Sprechen müssen Verstand und Phantasie zusammenwirken. Selbst das abstrakteste Denken kommt ohne Phantasie nicht zurecht. Phantasie und Verstand müssen sich ergänzen. Verzicht auf die Kontrolle des Verstandes würde das Phantasiedenken ins Unendliche führen und der Sprechende würde unverständlich bleiben. Andererseits kann das Denken auf die Phantasie, auf die Vorstellungskraft nicht verzichten. So ist die Sprache auch von dem Gegensatzpaar, Phantasie und Verstand beherrscht. Bei der Untersuchung der Bedeutungsfunktion ist die Untersuchung der Phantasietätigkeit von großer Bedeutung. Die Beobachtung des primitiven Denkens und seiner Ausdrucksformen in der Sprache kann uns manchen Aufschluß geben.

Die psychische Bereitschaft zum Phantasieren gehört zu den

allgemeinen Bedingungen der sprachlichen Äußerung. Der unverbildete Geist meidet die Abstraktion; er denkt in Bildern. Die zahlreichen metaphorischen und bildlichen Wendungen und Redensarten, die als konventionelles Allgemeingut auch von der intellektuellen Schriftsprache übernommen werden mußten, vermehren sich über den Rahmen des Gebräuchlichen hinaus je nach der Individualität des Sprechenden. Diesem metaphorischen Stil liegt die Tendenz zur Anschaulichkeit zugrunde.

Bei der Untersuchung der Bedeutungsfunktion müssen wir die Affektivität und Suggestibilität des Sprechenden beachten, denn mit diesen psychischen Grundlagen hängt die Apperzeptionsfähigkeit des Individuums zusammen.

Die Emotionalität kann sich bei den Persönlichkeiten besonders stark auswirken, bei denen die Affektivität besonders groß ist. Unter Affektivität ist die psychische Grundhaltung der Persönlichkeit zu verstehen, beziehungsweise die Bereitschaft der psychischen Reaktion.

Alle euphorischen Zustände wirken beschleunigend auf Bewegungen, Entschlüsse, Denk- und Sprachverlauf. Das Denken wird reichhaltiger, bunter aber auch oberflächlicher. In Extremfällen kommt es zur Ideenflucht.

In Depressionszuständen tritt das Gegenteil ein. Das Denken wird träger. Ein Übergang von einem Vorstellungskomplex zum anderen ist erschwert.

Die Affektivität wirkt sich auf den inhaltlichen Zusammenhang aus, indem sie entgegenstehende Assoziationen hemmt und gleichgerichtete fördert.

Jeder Affekt hat die Tendenz, sich durchzusetzen und die ganze Persönlichkeit mitzureißen. Bei labilen Individuen genügen schon geringe Anlässe um Gefühlswallungen auszulösen. Diese Menschen sind autistisch eingestellt; sie sind ängstliche und furchtsame Naturen; deshalb stehen sie mit der Umwelt in dauerndem Konflikt und bringen die Kraft nicht auf, von sich aus die Konflikte zu lösen.

Diese Menschen haben eine andere Weltanschauung, sie neigen zum Weltschmerz. In ihrer autistischen Welt leben sie ganz ihren Wunschträumen, die infolge der Abgeschlossenheit von der Umwelt sich in abwegigen Gebieten bewegen. Die Erziehung spielt neben der Veranlagung eine große Rolle. Namentlich die Lehre der Religionsgemeinschaft, in der sie aufgewachsen sind, bietet ihnen wertvollen Stoff, um den Wunschträumen die ungewöhnlichen Ausmaße zu geben. Diese Wunschträume sind fast halluzinatorisch. In der Psychose werden sie so lebhaft, daß der Geisteskranke sie für reale Erlebnisse hält.

Unser Kranker wollte Theologie studieren. Als Schüler hat er sicher die Ausübung seines späteren Berufs durchdacht. In der Psychose erlebt er sich nun als Seelsorger, als Verfechter der „göttlichen Wahrheit" seinen Kameraden gegenüber und als ihren Retter aus seelischen Nöten.

Die Affektivität ist so stark wirksam, daß sie zu verfälschten Urteilen führt. Bei pathologischen Persönlichkeiten läßt die Affektivität Wahnideen entstehen, indem sie einen Vorgang, ein Ereignis einseitig auswertet. Das Denkresultat ist demnach ebenfalls falsch. Es wird zu seinen Gunsten, indem negative Momente, vernunftsmäßige Einwände, unterdrückt werden. Der Kranke fühlt die Ablehnung seiner „seelsorgerischen Tätigkeit" gar nicht und kommt daher zu einer Überschätzung seiner Persönlichkeit. Diese Überkompensierung führt zum Größenwahn, der holothym ist.

Seine Einbildung, „berufen" zu sein, ist ein dauerndes aktivierendes Moment seiner Handlungsweise. Er hat in seiner Kindheit Proben göttlicher Fügung erhalten: Sein kleiner Bruder ist als kleiner Junge von Großmutters Speicher und dann später noch einmal zu Hause vom zweiten Stock abgestürzt und blieb dabei jedesmal wie durch ein Wunder unverletzt. — „Ich war damals noch ein Kind", schreibt der Kranke, „sehe mich aber heute noch, wie ich aus dem Staunen vor dieser wunderbaren Bewahrung gar nicht herauskam." (Diese Probe ist seinem Brief entnommen.) Gottes unendliche Güte offenbarte sich hier in offensichtlicher Weise an seinem Angehörigen. Aber auch der Kranke ist überzeugt, daß Gott ihn berufen hat, großes zu leisten. Alles, was er in der Psychose durchmachen mußte, dient dem Ziel, geläutert zu werden. Gott übernimmt die „Läuterung". Die Suggestibilität spielt hierbei eine wichtige Rolle. Denn sie gibt der euphorischen Anschauungsweise ihre Richtung, sie unterdrückt die widersprechenden Ideenkomplexe, sie setzt die kritische Tätigkeit herab.

Naturgemäß spielt die Suggestion auf religiösem Gebiet eine besondere Rolle. Denn sie macht erst den voraussetzungslosen Glauben an das Transzendente möglich. Alle vernunftsmäßigen Erwägungen, die sich gegen ein behauptetes Dogma wenden, werden unterdrückt. Was im außerreligiösen Leben die Handlungsweise des Menschen bestimmt, wird als „Eingebung des Bösen" bezeichnet, wenn es sich an religiös-dogmatische Werte vergreift. Bei unserem Kranken:

— „ . . . Die gutgemeinten Ratschläge meiner Kameraden, Essen und Trinken, Gesundheit des Körpers, seien eine Gabe Gottes, konnten mich nicht mehr in Verlegenheit bringen."

Ist die Suggestibilität am religiösen Erleben des Gesunden stark beteiligt, so muß sie in der Psychose zum religiösen Wahnsinn — zur Paranoia führen.

Jeder Versuch einer naturwissenschaftlichen oder logischen Widerlegung ist unmöglich. Die Vorstellung, daß Gott durch Visionen zum Kranken spricht, beherrscht ihn autonom. Die Unterhaltungen über religiöse Dinge hielt er für seelsorgerisch wertvoll. Nach allen Umständen zu urteilen, wird er in dieser Hinsicht wenig Wertvolles geleistet haben. Sein Verhältnis zu den Offizieren ist ganz besonders herzlich und freundlich.

— „ . . . also im Unterrichtssaal hatte ich die ganzen Dinge mit ihm besprochen und er war so väterlich, haben wir das alles besprochen, und dann, jedenfalls, die Herren waren so um mich besorgt . ."
— „ . . . jetzt kommt das allerschönste: Ich war mit den Herren so befreundet geworden. Der General war sehr befreundet und der Leutnant war sehr befreundet . . ."

In Wirklichkeit war diese Unterhaltung nichts anderes als eine Demonstration. Diese Erlebnisformen können sich nur bilden, wenn durch eine stärkere Partizipierung des Ichs das Ereignis zum komplexen Erlebnis gemacht wird. Der Kranke nimmt Effekte von der Außenwelt auf und verarbeitet sie. Der Gestaltungsgrad der Verarbeitung hängt von der Gesamteinstellung des Individuums ab. Die Verarbeitung wird um so abwegiger sein, je mehr die Persönlichkeit sich von sich selbst entfernt hat.

Die Suggestibilität ist eine Teilerscheinung der Affektivität. Suggestion ist ein affektischer Vorgang und durch die allgemein menschliche Gläubigkeit bedingt. Alles was an uns herantritt — auch das geistig vermittelte Wissensgut — wendet sich zunächst an unsere Affektivität. Die Suggestibilität wird aktiviert. Denn ohne Glauben an das Übermittelte kann sich kein religiös-dogmatisches Lehrsystem entwickeln.

Doch bei Normalen verhindern die empirischen Wahrnehmungen und Logik das Auswachsen des „Glaubens" ins Uferlose, trotz hochwertiger religiöser Erlebnisinhalte. Die Frage, ob bei religiösen Inhalten hinter der Äußerung religiöser Ideen sich eine ebensolche Gedankengröße verbirgt, ist berechtigt. Wir sind allzusehr geneigt, bei jedem anderen auch Äußerungen emphatischen Charakters als phrasenhaft anzusehen, wenn wir den Sprechenden nicht ernst nehmen, oder wenn wir feststellen, daß eine Diskrepanz entsteht zwischen der Persönlichkeit des Sprechenden und der Vorstellung der Persönlichkeit, der wir dieses hohe Gedankengut zutrauen. Ist das schon im normalen Umgang in unserer Umgebung der Fall, so geschieht das bestimmt mit den Geisteskranken. Damit geschieht unserem Kranken vielleicht Unrecht. Denn es ist zu berücksichtigen, daß er die großen Erlebnisbereiche des Menschen in besonders hoch differenzierter Form durchmacht. Die Begriffe: Gott, Jesus, Ich, Tod, Teufel, Gebet, Fasten, die an sich noch keine Beweise für ein echtes Erlebnis ihrer Inhalte angesehen werden können, sind bei ihm Begriffe, hinter denen sich hohe Erlebniswerte verbergen.

Die Affektivität und Suggestibilität bedingt die egozentrische Denkweise und das Phantasiedenken.

Das Denken ist mehr oder weniger immer von Gefühlen und Affekten bestimmt. In der Umgangssprache spiegelt sich die Denkweise wider. Der Grad der Ausgestaltung der Gefühlsseite ist abhängig vom Sprachniveau des Sprechenden, von seiner psychischen Grundeinstellung und von der Fähigkeit, logische Komplexe zu überblicken. Diese Fähigkeit ist in der volkstüm-

lichen Umgangssprache gering, da der Affekt dort besonders zum Ausdruck kommt.

Wo die Schriftsprache Vorstellungen zum sprachlichen Ausdruck bringen muß, kann die Umgangssprache in Zeichen und Gebärde sprechen. Diese verschwendet und erspart, wo jene mit gleichmäßigem Kraftaufwand produktiv ist.

Das Volk denkt egozentrisch, indem es alle Wahrnehmungen auf sich bezieht. Derselbe Gegenstand bedeutet ihm im einen Falle dies, im anderen Falle, unter veränderten Bedingungen, ein anderes. Diese Denkweise steht neben der intellektualen Denkweise und auch der „Gebildete" verfällt ihr immer wieder.

Das Denken ist an soziale Gegebenheiten gebunden. Bei der Untersuchung der anderen Denkarten handelte es sich um die Entstehungsursachen der Ausdrucksform als eine Manifestation individueller Veranlagung; im egozentrischen Denken zeigt sich seine Abhängigkeit von der Umwelt. Es ist hier angebracht, die Beziehungen der egozentrischen Denkweise, die allen Menschen eigen ist, zur archaisch-primitiven Denkweise kurz darzustellen.

Der primitive Mensch ist religiös. Er hat diese Eigenschaft mit dem Kulturmenschen gemein. Beim Primitiven findet die Religion in allen Lebensäußerungen ihren Ausdruck. Magie und Mystik beherrschen die Lebensformen. Die Umwelt ist voller Symbolgehalt. Mit der Zivilisierung wurde es anders. Die Religiosität ist geblieben, aber die Symbole haben nicht mehr die absolute Gültigkeit. Je höher die Religionsstufe entwickelt ist, um so vergeistigter werden die Ausdrucksformen der Religiosität. Götterdämmerungen waren nicht nur durch das Fortschreiten der naturwissenschaftlichen Erkenntnis bedingt, hinter dem die Religionen nachhinkten, sondern auch durch die Unentschlossenheit oder Unfähigkeit, der Entwicklung des menschlichen Geistes Schritt zu halten.

Der Primitive glaubt, daß der Blitz, der das Haus zerschmettert von einem ihm übel wollenden Geist entsandt worden ist. In einer höher entwickelten Anschauungsweise hält man den Blitz für ein Naturphänomen neben anderen, das von Gott ausgelöst sei (vielleicht auch noch zur Strafe). Die nächste Stufe der Anschauung ist wohl die, daß der Anstoß zu der Naturerscheinung des Blitzes eine ganz natürliche Deutung findet und nicht mehr im kausalen Zusammenhang gedacht ist, etwa als Strafe für den frevelhaften Hausbesitzer.

Alle Vorgänge und alle Gegenstände bekamen magischen Bedeutungsgehalt. In der Sprache fand die religiöse Belebung der toten Natur ihren Niederschlag. Bäume und Flüsse waren die Wohnungen der Geister und Götter. Was wir heute als Nomen appellativum in der lateinischen, französischen, englischen und anderen Sprachen kennen — im Deutschen ist es ungebräuchlich — war ursprünglich ein Begleitwort des Namens des Bewohners. Der religiöse Bedeutungsgehalt ist im Laufe der Zeit verblaßt, weil die Natur entpersonifiziert wurde. Aus dem Nomen appellativum

wurde der Gattungsbegriff. Das Genusproblem der Substantive in den einzelnen Sprachen ist nur unter Berücksichtigung dieses Umstandes zu lösen.

Es ist also ein Grundzug menschlicher Eigenart, die Umwelt als ihm gegenüberstehend zu betrachten. Bei dieser Beziehungsetzung projiziert er seine Affekte und psychischen Situationen auf die Gegenstände. Da er ursprünglich nicht wußte, was die Erscheinung verursachte, erfolgte die Mystifizierung des Naturgeschehens. Der Dämon wurde für alles verantwortlich gemacht. Unbekannte körperliche Sensationen waren desgleichen das Werk der Geister. In gleicher Weise wurden ungewöhnliche seelische Zustände erklärt. Eine solche Anschauungsweise hat natürlich die Ausbildung des Angstaffektes zur Folge. Man ist von fremden Mächten umgeben, die einem wohl oder übel wollen, die man aber selbst nicht oder nur schwer beeinflussen kann. Wachsendes Selbstbewußtsein hat aber auch hier Wandel geschaffen. Außerhalb des kultischen Lebens zunächst hörte die magische und mystische Auffassung der Natur und ihrer Phänomene auf, denn infolge genauerer Beobachtung der Natur erkannte man, daß der Blitz nicht mehr das Strafinstrument des zürnenden Geistes sein kann, weil er seine natürlichen Voraussetzungen hat.

Mit dem Glauben an die Beseelung aller Gegenstände hängt der Glaube zusammen, daß die Gegenstände der Macht, die sie verkörpern, gleichzusetzen sind. Man glaubt an eine Übertragung der dem Gegenstand innewohnenden Mächte und Kräfte auf seinen Besitzer. Deswegen werden Tierfelle angetan, um der Kräfte des Tieres teilhaftig zu werden. (vergl. Preuß, Die geistige Kultur der Naturvölker.)

Die Anschauung von der Übertragung der Kräfte des Objekts auf seinen Besitzer oder Träger ist im komplexen Denken begründet. „Die Unterscheidung von Teil und Ganzem, von Bild und Original ist in ihrem Denken noch nicht entwickelt." (Storch S. 35).

Mangelhafte Kenntnis der natürlichen Vorgänge begünstigten diese Entwicklung. Die Vorgänge bekamen selbständig wirkende Kraftquellen. „Die einzelnen Körperfunktionen haben zauberische Wirkungen." (Storch 36.) Der Primitive sieht nun sein Verhältnis zu diesen verselbständigten Kraftzentren, im eigenen Körper oder in der Umwelt, derart, daß er sich dieser Kräfte versichern muß. Ist die Macht schädlich, so vermeidet er alles, was die Aufmerksamkeit des Geistes erregen könnte. Wohlwollende Kräfte müssen gütig gestimmt werden. Es kommt aber auch vor, daß eine Kraft zugleich begehrt und gefürchtet wird. Man will sie sich dienstbar machen, aber man scheut sich, mit ihr in Berührung zu kommen. Da liegen die Wurzeln zur ständigen Furcht und Scheu vor dem Unbekannten, aber auch die Bereitschaft zur grenzenlosen Verehrung und Bewunderung. Dieses ambivalente Gefühl, in welchem der Primitive lebt und dem dieser ausgeliefert ist, ist im Unterbewußtsein Bestandteil der Volksseele geblieben.

Manche noch üblichen Gebräuche, die wir als gesunkenes Kulturgut bezeichnen, weil ihre Voraussetzungen nicht mehr bestehen, die volkstümlichen Toten- und Ritualbräuche des Mittelalters, verdanken ihre Entstehung dem Dämonen- und Teufelsglauben, für welchen das komplexe Denken verantwortlich ist. Der primitive Mensch setzt alles zu sich in Beziehung. Sein praktischer Sinn ist auf die Natur gerichtet. Naturerscheinungen werden vom Nützlichkeitsstandpunkt betrachtet. Er fragt sich: Was bringen sie mir?

Bis der Mensch von der bloßen Sammeltätigkeit zum planmäßigen Anbau übergehen konnte, mußte er sich durch Sinneswahrnehmungen Sachkenntnisse erworben haben. Der Niederschlag der Natureindrücke konnte ursprünglich nicht sehr groß sein, denn einem Übermaß an Beobachtungsmaterial stand ein Minimum an geistiger Verwendungsfähigkeit gegenüber. Das komplexe Denken und damit zusammenhängend die Unfähigkeit zur Abstraktion war der Auswertung der Beobachtungen hinderlich. So wurde jedes Einzelding nach den ihm anhaftenden individuellen Eigenschaften und Bedeutsamkeiten gewertet.

Die Naturbedingungen beeinflußten das menschliche Denken. Aber auch die kulturelle Entwicklung fand ihren Ausdruck im Denken. Die Sprache ist ein Spiegel der Kultur. Naturvölker und Kulturvölker unterscheiden sich hinsichtlich der kulturellen Bedingungen nicht wesentlich. Es gibt eine elementare Menschheitskultur (Havers), die den primitiven Naturvölkern schon eigen ist und den Hochkulturvölkern noch anhaftet. Auf die Entwicklung der Sprache bezogen heißt das: Die Sprachgeschichte zeigt die Entwicklung von der agrammatischen Ausdrucksweise, die der niederen Kulturstufe entspricht, zur logisch-syntaktischen. In der Umgangssprache hat sich die primitive Ausdrucksweise noch behauptet.

Es sind noch die Bedingungen der sozialen Umwelt zu besprechen. Es handelt sich hierbei um das Verhältnis des individuellen Sprachgebrauchs zum konventionellen. Alle sprachlichen Ausdrucksformen, die Allgemeingut geworden sind, waren ursprünglich individuelle Eigenarten. Das Individuum wächst in einer Sprachgemeinschaft auf und eignet sich die vorhandenen Ausdrucksmittel an. Es hat darüber hinaus seinerseits die Möglichkeit, sich an der Ausgestaltung der Ausdrucksmittel zu beteiligen. Neuformen können durch einzelne produktive Individuen entstehen. Es kommt aber häufig vor, daß Umwälzungen auf kulturellem und geistigem Gebiete den Sprachwortschatz grundlegend beeinflussen. In beiden Fällen handelt es sich um die schwierige Angleichung der neuen Werte an die konventionellen Darstellungsmittel. Die Neuformen finden um so eher Anklang, je enger sie sich an die gewöhnlichen Formen anlehnen.

Der Sprechende, der sich das vorhandene Sprachgut angeeignet hat, reproduziert dieses rein gedächtnismäßig, ohne die sprachgeschichtliche Bedingtheit der Ausdrücke zu beachten. Das ist eine Bedingung für die metaphorische Ausdrucksweise und andere Phänomene.

Infolge des komplexen Denkens hat der primitive Mensch für die sinnliche Welt einen riesig großen Wortschatz. Er kennt viele Bezeichnungen für einen und denselben Gegenstand. Die Kultursprachen sind den entgegengesetzten Weg gegangen. Ihr Prinzip ist die formelhafte Verkürzung, die in der wissenschaftlichen Fachsprache ihre Krönung gefunden hat. Diese Tendenz zur Verkürzung hat auch die Umgangssprache schematisiert. Die Umgangssprache reicht für den durchschnittlichen Sprachverkehr aus. Aber für die Gestaltung besonderer Inhalte macht die adaequate Ausdrucksweise Schwierigkeiten. Sprachgeschichtlich betrachtet ist dieser Umstand die Haupttriebkraft zu Neubildungen. Der Techniker sucht nach Bezeichnungen für seine Erfindung, desgleichen auch der, der hohe Inhalte sprachlich zum Ausdruck bringen will.

Die Ausdrucksmöglichkeit ist durch den zur Verfügung stehenden Wortschatz beschränkt. Somit ist durch den inneren Mangel der Sprache allein schon die symbolhafte Umschreibung geboten. Bildliche Wendungen ersetzen die fehlenden charakteristischen Ausdrücke. Die affektisch bedingte Ausdrucksnot fördert die Paraphrasierung. Der Mangel besteht aber an sich und zeigt sich um so mehr, je differenzierter und unanschaulicher die Inhalte sind, die zum Ausdruck gebracht werden sollen. So gelten alle Hyperbeln, Parabeln — die Ellipse ist eine Bezeichnung für ein syntaktisches Phänomen — Anapher als Umgehung einer gewissen Ausdrucksnot im individuellen Sprachgebrauch, aber auch als Wertmesser der Umgangssprache an sich. Sollen reine Gefühle dargestellt werden, so werden ihre Wirkungen beschrieben. Die Ausdrucksnot wird größer, je persönlicher der Gefühlsinhalt ist. Fehlende Worte werden durch Neubildungen ersetzt. Das ist die Haupttriebkraft, die das Erstarren der Sprache zum toten Schema verhindert. Sie wirkt der Verallgemeinerung und Schematisierung entgegen. Es lassen sich Zeiten feststellen, in denen die Sprachen eine besonders starke Belebung erfuhren. Jede Kulturepoche mit einer Unmenge von Neuschöpfungen hat der Sprache einen Impuls gegeben.

Das primitive Denken ist komplex, weil das Erleben komplex ist. Das Naturgeschehen wird in konkreten Bildern gefaßt. Bei der Personifizierung des Naturgeschehens wirken die Erfahrungen der eigenen Körperlichkeit mit. Das, was jenseits der Sinnensphäre liegt, kann nur in Verbindung mit dem sinnlich wahrnehmbaren zum Ausdruck kommen. Gleichsetzung des Übersinnlichen mit dem Gegenständlichen ist die geistige Tätigkeit des Primitiven. Dieses bildhafte Denken unterscheidet sich vom metaphorischen durch das bewußte Anwenden der Paraphrasierungen, während die den metaphorischen Ausdrücken entsprechenden Bilder nicht zum Bewußtsein kommen. In den Metaphern wird trotz der bildlichen Wendung etwas Unbegriffliches ausgedrückt.

Im Protokoll treten diese metaphorischen Wendungen als bedeutungsvoll in das Zentrum des Bewußtseins. Die unbegrifflichen Elemente werden durch begriffliche ersetzt. Dem Normalen be-

deuten diese Bilder nur Stützpunkte zur Beschleunigung des abstrakten Denkens. Sie kommen ja erst dann auf, wenn die abstrakte Ausdrucksweise versagt. Der Kranke bedient sich mehr der bildlichen als der metaphorischen Ausdrucksweise.
— „ . . . da war es in mir eine Nacht".
— „ . . . wie wenn ein Damm einreißt"
und andere.

Diese bildhaften Wendungen sind häufig das Ergebnis einer eingehenden Beziehungsetzung. Um sich dem Hörer verständlich zu machen, wird auf Bekanntes verwiesen. Das erleichtert dem Sprechenden die Mitteilung und sichert ihm weitgehendes Verständnis beim Zuhörer.

Das Verständnis ist aber nur dann vorhanden, wenn der Sprechende ein dem Zuhörer gegenwärtiges Bild zum Vergleich heranzieht und dazu noch eine tatsächliche Parallele zwischen dem Bild und den intendierten Gedankengängen. Wenn keine Beziehungsmöglichkeit entdeckt wird, leidet das Verständnis. Der Kranke entdeckt eine Parallele zwischen Gedankenkomplexen, die schon ziemlich uneinfühlbar sind. (Aus der Niederschrift.)

Erster Inhalt.

„Die heilige Schrift stellt mir das Vorbild eines Abraham vor Augen, der in unbeirrbarem Gottvertrauen, blindem Gehorsam den unverständlichen Willen Gottes erfüllte, Hand an seinen Sohn zu legen; oder des armen Hiob, der für seinen Willen, alles zu opfern, alles erhielt."

Behauptung des Vorhandenseins einer Beziehung.

— „Gottes wundervolle Fügung war es, daß ich in dem anderen Buch, das ich in jenen Tagen zum erstenmal las, und das auf den ersten Anschein wenig mit den vorigen heiligen Büchern (hier verbessert der Verfasser sich, indem er durch Streichung der überflüssigen Buchstaben aus dem Plural einen Singular macht:) mit dem vorigen heiligen Buch gemeinsam hat, dieselben Gedanken, nun nicht auf den Einzelmenschen, sondern auf ein ganzes Volk bezogen, wieder las, nämlich:

Zweiter Inhalt:

— „ . . . daß ein Volk, das nur der Wirtschaft wegen lebe und Krieg führe dem Untergang geweiht sei, daß man mit Menschen, denen ich das Versprechen gemacht habe, durch den Kampf materielle Vorteile zu gewinnen, keine Siege erringe, denn keiner gehe in den Tod, von dem er wisse, daß er ihn um sein Versprechen bringe, daß aber ein Volk, das für eine heilige Sache kämpfe, auch von selbst die irdischen Glücksgüter zufallen. Mit anderen Worten: es gilt für den einzelnen wie für ein ganzes Volk: und setzt du nicht das Leben ein, nie wird dir das Leben gewonnen sein."

Es folgt unmittelbar darauf eine neue Beziehung:
— „Und als ich dann weiter von der vernichtenden Wirkung der feindlichen Propaganda im Weltkrieg las, sah ich den wunderba-

ren Zusammenhang zwischen jener und meiner Lage. Ich erkannte mit einem Male, daß die Behauptung, Deutschland hätte gegen die Armeen der Welt doch noch gesiegt, keine Übertreibung war. Ich erkannte die Wahrhaftigkeit dieser für mich früher ungeheuerlichen Behauptung. Ich erlebte die Wahrheit, daß der Glaube Berge versetzen kann. Die gutgemeinten Ratschläge meiner Kameraden, Essen und Trinken, Gesundheit des Körpers seien eine Gabe Gottes, konnten mich nicht mehr in Verlegenheit bringen . . ."

Diese gleichnisartigen Beziehungsetzungen sind nicht mehr sofort zu verstehen, weil die komplementären Begleitumstände zu sehr differieren. Die Beziehungen sind nur deshalb unverständlich, weil er in seinem überkompensierten Ichbewußtsein sich im einen Falle mit Abraham vergleicht, der in der Religionsgemeinschaft des Kranken eine bedeutende Rolle spielt, und im anderen Falle eine Parallele zwischen Abraham, der seinen Sohn töten will, und dem Opfergang des deutschen Volkes sehen will. Schließlich kommt er noch zu der Überzeugung, daß Deutschland gegen die feindliche Übermacht doch noch gesiegt habe, und daß zwischen dem Deutschland, das von einer feindlichen Propaganda bedroht war, und ihm, der ebenfalls den „Abgesandten der feindlichen Lager" (vermutlich die Kameraden, die seine Frömmeleien für Idiotie hielten) ausgeliefert war.

Die Unverständlichkeit dieser Beziehungsetzung liegt nicht in einer mangelhaften Darlegung der Beziehungen, sondern darin, daß unmögliche Momente zusammengebracht werden.

Indem bildhafte Wendungen im übertragenen Sinne gebraucht wurden, entstanden die Metaphern. Wir nennen diesen Vorgang den Bedeutungswandel. Er entsteht dann, wenn ein Wort oder ein Begriff anders angewandt wird als es der konventionelle Sprachgebrauch vorsieht. Es liegt in der Natur der Sprache, daß der Begriff bei jeder neuen Anwendung eine andere Bedeutung hat, weil es unmöglich ist, diesen Begriff eindeutig festzulegen. So bedeutet das „Fasten" innerhalb der Religionsgemeinschaft, zu deren Übungen es gehört, den einzelnen Anhängern nie dasselbe. Der eine übt es aus, um der Segnungen teilhaftig zu werden, die damit verbunden sind, dem anderen ist es eine bloße Gewohnheitssache geworden. Alles das muß bei einer genauen Festlegung der Reichweite des Begriffs „Fasten" berücksichtigt werden. Erdmann weist nach, daß zur Bedeutungsbestimmung außer dem begrifflichen Umfang des Wortes der Nebensinn mit dem Gefühlswert oder Stimmungsgehalt zu berücksichtigen ist.

Unter Nebensinn sind alle assoziativen Vorstellungen zu verstehen, die das Wort im Bewußtsein des Hörers erweckt. Gefühlswert und Stimmungsgehalt zeigen die psychische Stellungnahme des Hörers zum gesprochenen Wort und sind die aktivierenden Momente zum Bedeutungswandel. Der Nebensinn ist deshalb schon am Bedeutungswandel beteiligt, weil es unmöglich ist, immer den Verlockungen der assoziativen Verirrung zu entgehen.

Sperber schlägt zur Feststellung des Bedeutungsbereiches die

Beachtung der Konsoziation vor. Er hat festgestellt, „daß eine Vorliebe dafür besteht, das betreffende Wort in Zusammenhängen von ganz bestimmter oft recht auffälliger Eigenart zu verwenden" (S. 4). Diese „recht auffällige Eigenart" gibt immer den Gefühlswert und Stimmungsgehalt an, der dem Begriff anhaftet. Wollen wir den Bedeutungsbereich eines Begriffs bei einem einzelnen feststellen, so ist dabei Voraussetzung, daß dieser Begriff häufig verwandt worden ist.

Wenn ich die Umschreibungen des Wortes „Fasten", wie „Hungern", „nicht essen" mit einbeziehe und die konsoziierten Aussagen nicht nach der zufälligen Wortgestalt bewerte, sondern nach dem Gefühlswert, der dieser folgenden Wortgruppe eignet, dann ist die Frequenz des Begriffes „Fasten" im Protokoll groß genug, um diesen eindeutig genug bestimmen zu können.

Man fastet zu einem bestimmten Zweck:
Bergleute hungern, um höhere Löhne zu erzielen (außerreligiös).
Gandhis und des Kranken Hungern verfolgt ein religiöses Ziel.
Das Fasten hat seine Ursachen.
Die Bergleute sind mit ihrem Los unzufrieden.
Der Kranke hungert aus reiner Freude.
Das Fasten wirkt sich körperlich und geistig aus. Von der Wirkung bei Gandhi und den Bergleuten ist nichts ausgesagt.

Der Kranke verliert an Körpergewicht, er fühlt sich aber wohl dabei. Mit dem Eintreten körperlicher Beschwerden wird auch das seelische Gleichgewicht gestört. Es treten Befürchtungen auf für sein Wohlergehen. Er kämpft, um trotz der körperlichen Schwierigkeiten durchzuhalten.

Mit dem Fasten ist der Segen Gottes, die Gewißheit, mit Gott in Verbindung zu stehen, verbunden.

Die Folge des Abbrechens des Fastens ist das Gefühl des Verlassenseins von Gott. Zeichen der Ungnade werden ihm in Visionen offenbart. Die Geisteskrankheit ist eine Strafe Gottes für die Unterbrechung des Fastens.

Es hat seine Gründe, wenn er nichts ißt, denn er bringt ein Opfer.

Aus all diesen Begleitumständen und Merkmalen läßt sich nun der Begriff „Fasten" festlegen. Soviel wir sehen, ist der Gefühlston stark ambivalent.

Auf diese Weise gelangen wir zum individuellen Begriff „Fasten". Ein Vergleich mit dem dogmatischen Begriff „Fasten" würde uns die Abweichung des individuellen Gebrauchs zeigen. Diese Abweichung ist schon eine Art des Bedeutungswandels.

An ein Wort können sich schon im individuellen Sprachgebrauch verschiedene Vorstellungen knüpfen, indem der Umfang verengt wird und die Bedeutung verallgemeinert wird. Das ist die Bedingung zur Bildung von Sondersprachen jeder Art. In ihnen zeigt sich der konventionelle Charakter der Sprache. Neben der allgemein gültigen Umgangssprache bildet sich innerhalb klei-

ner Gruppen die sogenannten Sondersprache. Diese Möglichkeit ließ die naturwissenschaftliche Formelsprache entstehen.

Aber auch religiöse Gemeinschaften bedienen sich einer besonderen Sprache. Das Zungenreden der Urgemeinde findet hier seine Fortsetzung. Der Grund zur religiösen Ausdrucksweise ist weniger beabsichtigt aus Tendenz zur Mystifizierung, als vielmehr das Ergebnis einer genaueren Kenntnis der Bibel und der „Erbauungsschriften".

Ein Beispiel sei hier angeführt:

Gegen ein Mitglied einer Gemeinschaft ist das Disziplinarverfahren nach Vorbild der Urgemeinde durchgeführt worden. Das Ergebnis wurde ihm durch einen „Ältesten" folgendermaßen mitgeteilt. (Ich führe hier nur das Formale an):

— „ . . . Alle Brüder bedauern sehr . . . Sie sind sich aber auch darüber klar, daß sie nichts unversucht gelassen haben, Sie auf Grund von Matth. 18. 15—18 und Gal. 6. 1 dahin zu bringen, sich der Gemeinde unterzuordnen und die Beschlüsse anzuerkennen."

Eine solche Ausdrucksweise ist mehr als praktisch. Sie erspart eine langatmige Auseinandersetzung, da Bibelstellen autoritären Charakter haben und die „Gläubigen" zu sehr am Buchstaben gebunden sind. Der Gang einer solchen Abstraktion ist der gleiche wie bei der Bildung der wissenschaftlichen Fachsprache.

Auf einen Sachverhalt wird als Bewertung positiver oder negativer Art ein doktrinärer Satz angewandt, der von den Beteiligten als gültig anerkannt ist. Dieser Satz (etwa ein mathematischer Lehrsatz, ein physikalisches Gesetz) ist fixiert und dem Wortlaut nach bekannt, oder wenigstens sehr leicht nachzulesen. So ist also eine rein zufällige, ziffernmäßige Benennung (wie in der Bibel) oder eine Benennung nach dem Finder eines Gesetzes oder Lehrsatzes in der Diskussion unter Eingeweihten ausreichend. Wir finden dergleichen Abstraktionsvorgänge überall im öffentlichen Leben: Programmpunkte, Paragraphen aus Gesetzbüchern werden, weil sie das öffentliche Interesse auf sich ziehen, zunächst inhaltlich zitiert und wenn dieselben durch allzu häufige Anwendung hinreichend bekannt sind, genügt dann die Benennung solcher Stellen nach ihrem Fundort.

Sperber spricht von einer Mechanisierung des Bedeutungswandels. Der Bedeutungswandel vollzieht sich nicht am Wort, sondern am Wort im Satzzusammenhang. Manu Leumann geht von dieser Feststellung aus und schlägt zur Bestimmung des Bedeutungswandels folgenden Weg vor. Er stellt zunächst die hergebrachte Verwendung des Wortes im Zusammenhang fest. Demgegenüber steht das Wort im neuen Zusammenhang. Im ersten ist der Bedeutungswandel noch nicht enthalten; im zweiten kommt er zum Ausdruck. Der Bedeutungswandel ist nur im sprachlichen Verkehr möglich. A formuliert einen Gedanken sprachlich richtig; B hört ihn und tritt dann als zweiter Sprecher auf und hier liegen die Ursachen des Bedeutungswandels.

Der Kranke (B) entnimmt der Umgangssprache (A) die Rede-

wendung: „Gute Miene zum bösen Spiel machen". Die Redewendung ist ihm nicht sehr geläufig. Er versucht, den Inhalt des Gehörten zu konstruieren und kommt dadurch zu der Fehlleistung: — „ . . . Und machte noch ein gutes Gesicht bei dem Spiel".

Diese veränderte Anwendung einer Metapher ist mechanisch vor sich gegangen. Die Voraussetzung ist die „sprachlich ungenaue Deutung" des Gehörten und seine abweichende Reproduktion.

Der unbewußte Bedeutungswandel ist dadurch bedingt, daß ein Begriff auch dann verwendet werden kann, wenn auch die Bedeutung des intendierten, dem konventionellen Wortgebrauch nicht entspricht. Dem konventionellen Wortgebrauch steht der okkassionelle gegenüber. Handelt es sich um abstrakte Inhalte, so ist die okkassionelle Ausdrucksweise stets konkretisierend. Die Sprache im Protokoll ist im hohen Grade okkassionell, denn die abstrakten Begriffe sind konkretisiert.

Die Konkretisierung kommt in der bevorzugten Anwendung des pron. poss. statt des bloßen Artikels zum Ausdruck. Die Beziehungen des Sprechenden zum Gegenstand, namentlich das Besitzverhältnis muß genau ausgedrückt werden. Die Intellektualsprache hat sich davon frei gemacht. Sie verwendet das pron. poss. nur noch um Mißverständnisse zu vermeiden. Wo diese nur den einfachen Artikel setzt, steht im Protokoll das pron. poss. an folgenden Stellen:

— „ . . . um eine Besserstellung ihres . . (das Abstraktum ist leider ausgeblieben), ihres . . ."

— „ . . So hab ich meinen Vortrag immer gehalten . .".

— „ . . daß ich von meinem Schulungsleiterposten zurücktreten soll . ." Hier ist die konkretisierende Funktion des pron. poss. so stark, daß man den „Schulungsleiterposten" als realen Standpunkt auffassen könnte. Die abstrakten Nomen werden so konkret, daß sie räumlichzeitlich bestimmbar sind. Der okkasionelle Sprachgebrauch ist der Ausgangspunkt für alle Sondersprachen. Gleiche soziale Bedingungen begünstigen die Entwicklung. Die Konkretisierung der Abstrakta, die ungenaue Verwendung der Aktionsarten, der Verben und Praefixe und andere mehr sind den Tendenzen des Bedeutungswandels besonders willfährig.

Ein weiteres Moment für den Bedeutungswandel ist der Affekt. Dieser ist die Triebfeder zur Bildung von Metaphern und Parabeln. Es führt hierbei zum Bedeutungswandel, dadurch, daß der Hörer den affektischen Ausdruck nicht in dem intendierten Sinn versteht. Die Auffassung hält sich an den objektiven Darstellungsmerkmalen. Bei der bildhaften Ausdrucksweise weiß man häufig nie, inwieweit die Umgangssprache einerseits schon die Umdeutungsmöglichkeit erweitert hat und andererseits der Sprechende sich von der zugestandenen Ausdrucksmöglichkeit bereits entfernt hat. Nur in Extremfällen läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß eine Überschreitung der Grenzen des konventionellen Sprachgebrauchs stattgefunden hat. Bei der Bewertung der sprachlichen Leistung ist zu berücksichtigen, daß der Kranke

Sprachphänomene übernimmt. Beim Normalen werden diese nicht der Beurteilung unterzogen. Manche von der wissenschaftlichen Untersuchung als schizophrene Sprachäußerung bezeichneten Ausdrücke fallen hierunter. Fehlerhafte Neologismen habe ich im Protokoll nicht gefunden, kaum daß man sagen könnte, sie seien besonders ungewöhnlich:
— „Seelenwohl — Schmerzensopfer — Gewissensbedenken — Besorgtheit — Nahrungsaufnahme — Kampfziel — Freudenstimmung — Unsinnigkeit — Schulungsleiterposten —".

Das Sprachgebiet bietet uns ein Kriterium für die Beurteilung der relativen Richtigkeit oder Ungenauigkeit der Verwendung der sprachlichen Ausdrucksmittel.

Die naturgemäße Neigung beim Zuhörer affektische Äußerungen und Übertreibungen zunächst mal als absolut tatsächlich aufzufassen, sie ihrer metaphorischen Bedeutung zu entkleiden, ist bei denen, die selbst zur affektischen Übertreibung neigen, besonders groß. Das ist wohl durch die relative Unfähigkeit zum Abstrahieren bedingt. Sie können den affektischen Eigenwert nicht heraushören. Der Hörer deutet das Gesprochene nur für die augenblickliche Situation. Der Kranke hat hieran insofern Anteil als er, wie auch der Normale, den Bedeutungsgehalt des Wortschatzes vorher apperzipiert hat, bevor er ihn zur Gestaltung eigener Inhalte verwertete. Bei der Apperzeption können ihm Fehler unterlaufen sein und bei der Reproduktion versah er sie mit affektischem Gehalt.

Zusammenfassung.

Der Kranke erzählt seine Erlebnisse und die Beweggründe seines Verhaltens. Wie jeder Mensch bewußt oder unbewußt zum Handeln Antriebe erfährt, so hat auch der Kranke seine guten Gründe dazu. Die Antriebe resultieren bei ihm aus den Wahnvorstellungen, die er mit Realitätsurteil versieht. Die Sinnestäuschungen, denen keine äußeren Reizungen zugrunde liegen, haben Leibhaftigkeitscharakter. Der Kranke kann sie „phänomenal nicht unterscheiden." Gruhle ist der Ansicht, daß diese Halluzinationen den Erlebnissen des Gesunden gleichzusetzen sind. Aus der Affektivität deutet er seine Halluzinationen in dem Sinne, daß Gott zu ihm spricht. Ihm fehlt die logische Urteilskraft. Dadurch übersieht er sein Versagen im Arbeitsdienst und die Ablehnung seiner Kameraden. Nichts kann ihn von der Überzeugung abbringen, daß er besonders begnadet ist, unter seinen Kameraden seelsorgerisch zu wirken. Daß hierbei der Wunsch des Gedankens Vater ist, ist klar. Aber er ist sich dessen nicht bewußt. Er handelt im guten Glauben. Damit ist eine fortgesetzte Abwendung von der realen Umwelt verbunden. Der Kranke löst sich von den Erfahrungstatsachen los. Sein Ichbewußtsein zeigt eine große Expansionstendenz. Nur so können wir seinen religiösen Wahnsinn

deuten. Anfangs hat er seine Krankheit eingesehen. Er hat sie aber als Läuterungsprozeß betrachtet, als ein Fegefeuer, aus dem er gestärkt herauskam.

— „Es (die Visionen) bedeutete mir aber ein weiteres, daß Gott mich mit einer großen Macht ausgestattet, daß ich selbst dem Teufel sein Handwerk legen würde, und so den allerärmsten, den vom bösen Geist Besessenen Helfer und Retter werden könne. Hatte ich doch selbst auf wunderbare Weise ihre Krankheit und Leiden getragen, war ich doch zu ihnen in die Abgründe gestiegen, hatte ihr Schicksal geteilt, wie der Heiland, der uns dadurch retten konnte, daß er aus seiner hohen Herrlichkeit herabstieg und unsere armsündrige Menschlichkeit mit uns teilte. Seine allerbarmende ewigwährende Barmherzigkeit hatte mich gesandt, diese Verlorenen und Ausgestoßenen von ihren Ketten zu befreien. . . .Durch Gebet und Fasten treibt man die Teufel aus" ist sein göttliches Wort. Beides habe ich durch seine Gnade vollbracht."

Alles, selbst die körperlichen Sensationen, hat hohen Bedeutungsgehalt und wird unter den Gesichtswinkel der Gotteskindschaft gewertet. Der Schmerz am Fuß zeigt ihm die ungeheuren Leiden Christi. Die vier Halluzinationen im Protokoll und die zehn Halluzinationen in der Niederschrift stehen mit der eingebildeten Lebensaufgabe in direkter Beziehung. Die Niederschrift enthält natürlicherweise mehrere solcher Ideengänge, weil die beim Sprechen vorhandenen Schwierigkeiten, die im Protokoll solche Gedankenflüge nicht zuließen, hier nicht wirksam waren.

Krankhaft sind nur die Visionen als reale Erlebnisse. Die Nutzanwendungen dieser Erlebnisse, die Folgerungen für sein Handeln sind generell schon nicht mehr von denen der Gesunden zu unterscheiden.

Der Gesunde hat Eindrücke, die die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Vorstellung und Denken beeinflussen auch bei ihm die Wahrnehmung, denn eine Wahrnehmung kommt erst dann zustande, wenn Vorstellung und Denken auf eine Empfindung gerichtet sind. Subjektive Beeinflussung ist sehr gut möglich, wie ich es bei der Behandlung der Affektivität und Suggestibilität gezeigt habe. Nur die Intensität, mit der das denkende Ich sich zum gedachten Objekt in Beziehung setzt, unter Mißachtung wesentlicher Momente, kann als Kriterium für die Beurteilung der Persönlichkeit angesehen werden.

Hohe Erlebnisinhalte, erhöhte Emotionalität beeinflussen auch die formale Seite des Denkens und Sprechens, so beim Gesunden, so beim Kranken.

Von der Norm abweichende Erlebnisinhalte bedingen demnach eine abweichende Darstellungsform. Deshalb sind solche mit einem stark ausgeprägten Gefühlsleben besonders aktiv bei der Neugestaltung der Sprache. Der Kranke leistet in dieser Hinsicht wenig, weil es ihm an Einfällen fehlt.

Die Darstellungsweise in der Niederschrift zeigt, daß beim

Kranken eine starke Expressionstendenz besteht. Die Darstellung ist begrifflich und wortmusikalisch durchgeführt. Die Darstellungsmittel sind ausreichend, um dem Gedankenflug folgen zu können. Es kommen allerdings sogenannte Pseudotiefen vor, wobei der Inhalt wortmusikalisch erlebt wird auf Kosten des Bedeutungsgehalts. Die grammatisch-syntaktische Struktur der Sprache ist fest. Der Kranke zeigt, daß er die sprachlichen Ausdrucksmittel gut beherrscht.

So können alle Phänomene im Protokoll nur durch die Schwierigkeiten bedingt sein, die das Spontansprechen mit sich bringt.

Für das Zustandekommen der Sprachphänomene gibt es folgende Gründe:

1. Phänomene als Zeichen eines in sich gestörten Denkens,
2. Phänomene als Folge von Affekteinbrüchen,
3. als Folge erhöhter Expressionstendenz.

Diese Phänomene im Protokoll sind denen der normalen Sprache unbedingt gleichzusetzen. Dem ungeübten Sprecher unterlaufen die gleichen Fehler.

Die Sprache hat ihre Triebfedern im Gefühl und im Verstand. Das Gefühl zeigt sich in der Ausdrucksfunktion, und der Verstand beherrscht die Mitteilungsfunktion. Überfluß oder Mangel der einen oder anderen Funktion bedingt die Unzahl der Sprachanomalien, beim Gesunden und beim Kranken. Die dargestellten Inhalte sind anschaulich und unanschaulich, egozentrisch und unpersönlich, unbestimmt und eindeutig.

Die Darstellungsmöglichkeiten gibt es auch im normalen. Die Sprachäußerungen sind zweckbestimmt. Ihnen ist ein bestimmter Stil eigen. Eignung und Übung, Veranlagung und Erziehung geben dem Sprechenden die Fähigkeit sich zweckmäßig auszudrükken. Ihr Vorhandensein verleiht Treffsicherheit im Ausdruck; ihr Mangel ist die Ursache aller Phänomene beim Normalen und beim Kranken. Der Kraftaufwand hängt dabei vom Gelingen ab, und die Leichtigkeit der Darstellung zeigt sich in der Beschränkung auf ein Minimum an Darstellungsmitteln.

Zum Schluß ist es mir eine angenehme Pflicht, Herrn Professor Behn aufrichtig zu danken, der mir wegweisend und ratend zur Seite stand.

Literaturverzeichnis.

1. S. Behn: Der deutsche Rhythmus und sein eigenes Gesetz. Straßburg 1912
2. O. Behaghel: Der Gebrauch der Zeitformen. Paderborn 1899
3. W. Betzendahl: Persönlichkeitsentwicklung und Wahnbildung. Berlin 1932
4. W. Betzendahl: Die Ausdrucksformen des Wahnsinns. Berlin 1935
5. R. Bluemler: Der neuhochdeutsche Rhythmus in Dichtung und Gegenwart. Heidelberg-Wien 1931
6. K. Brugmann: Die Syntax des einfachen Satzes. I. F. 43 1925
7. O. Bumke: Handbuch der Geisteskrankheiten, Bd. IX, Spezieller Teil V: Die Schizophremie.
8. R. Carnap: Logische Syntax der Sprache. Wien 1934
9. M. Deutschbein: Sprachpsychologische Studien. 1928
10. P. Feldkeller: Über Begriffsverschiebung. Archiv für die gesamte Psychologie 36, 1927
11. J. Fröbes. S. J.: Lehrbuch der experimentellen Psychologie. Freiburg Br. 1923/29
12. G. von der Gabelentz: Die Sprachwissenschaft. Leipzig 1891
13. J. Gramm: Formbau und Stilgesetz. Frankfurt/M. 1931
14. Gruhle bei Bumke: Die Psychopathologie der Schizophrenie.
15. W. Havers: Handbuch der erklärenden Syntax. Heidelberg-Wien 1931
16. R. Hönigwald: Die Grundlagen der Denkpsychologie. München 1921
17. Hillebrand: Frankreich und die Franzosen.
18. J. B. Hofmann: Lateinische Umgangssprache. Heidelberg 1926
19. Jakob: Das schizophrene Denken. Leipzig 1929
20. K. Jaspers: Strindberg und van Gogh. Bern 1922
21. K. Jaspers: Allgemeine Psychopathologie. 1923
22. F. W. Kaeding: Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache. Berlin 1898
23. A. Kießling: Die Bedingungen der Fehlsamkeit. Leipzig 1925
24. E. Koschmieder: Zeitbezug und Sprache. Leipzig 1929
25. M. Kreppen u. A. Kutzinski: Systematische Beobachtung über die Wiedergabe kleiner Erzählungen durch Geisteskranke. Berlin 1910
26. E. Kretschmer: Medizinische Psychologie. 1926
27. G. Krueger: Die Übertragung im sprachlichen Leben. Dresden-Leipzig 1900
28. M. Levy-Suhl: Neue Wege in der Psychiatrie. 1925
29. J. Lindworsky S. J.: Experimentelle Psychologie. München 1932

30. A. Mann: Denkendes Volk, volkhaftes Denken. Frankfurt/M. 1928
31. K. Marbe: Über den Rhythmus der Prosa. Gießen 1904
32. A. Mette: Über Beziehungen zwischen schizophrenen Sprach-eigentümlichkeiten und dichterischer Produktion. Med. Diss. 1928
33. A. Meyer: Das Stilgesetz der Poesie. Leipzig 1901
34. A. Müller: Psychologie, Versuch einer phänomenologischen Theorie des Psychischen. Berlin und Bonn 1927
35. K. Müller: Die rhythmischen Maße. Berlin und Bonn 1931
36. K. Oesterreich: Einführung in die Religionspsychologie. Berlin 1917
37. E. Otto: Zur Grundlegung der Sprachwissenschaft. Bielefeld-Leipzig 1919
38. H. Paul: Prinzipien der Sprachgeschichte. Halle 1920
39. R. A. Pfeiffer: Der Geisteskranke und sein Werk. Leipzig 1923
40. H. Prinzhorn: Bildnerei der Geisteskranken. 1923
41. J. Ries: Beiträge zur Grundlegung der Syntax. Prag 1927
42. J. Ries: Zur Wortgruppenlehre. Prag 1928
43. J. Ries: Was ist ein Satz? Prag 1931
44. F de Saussure: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissen schaft, übers. Lommel. Berlin-Leipzig 1931
45. K. Schneider: Zur Einführung in die Religionspsychopathologie. Tübingen 1928
46. E. Sievers: Grundzüge der Phonetik. Leipzig 1901
47. H. Sperber: Über den Affekt als Ursache der Sprachveränderung. Halle 1914
48. H. Sperber: Einführung in die Bedeutungslehre. Bonn und Leipzig 1923
49. L. Spitzer: Aufsätze zur romanischen Syntax und Stilistik. Halle 1918
50. L. Spitzer: Italienische Umgangssprache. Bonn 1922
51. F. G. Stockert: Über Umbau und Abbau der Sprache bei Geistesstörung. 1929 med. Habilitationsschrift.
52. A. Storch: Das archaisch-primitive Erleben und Denken der Schizophrenen. Berlin 1922
53. L. Suetterlin: Das Wesen der sprachlichen Gebilde. Heidelberg 1902
54. L. Suetterlin: Die deutsche Sprache der Gegenwart. Leipzig 1910
55. H. Unser: Über den Rhythmus der deutschen Prosa. phil. Diss. Heidelberg 1906
56. J. Wackernagel: Vorlesungen über Syntax. Erste Reihe. Basel 1926
57. E. Wasserzieher: Schlechtes Deutsch. Bonn 1928
58. H. Weimer: Psychologie der Fehler. Leipzig 1929
59. H. Werner: Die Ursprünge der Metapher. Leipzig 1919
60. D. Westermann: Die Kpelle, ein Negerstamm in Liberia. Göttingen-Leipzig 1921
61. E. Winkler: Sprachtheoretische Studien. Jena-Leipzig 1933
62. H. Wunderlich: Unsere Umgangssprache. Weimar-Berlin 1894
63. H. Wunderlich und H. Reis: Der deutsche Satzbau I, II. Stuttgart-Berlin 1924/25
64. W. Wundt: Grundriß der Psychologie. Leipzig 1898

Lebenslauf.

Ich, Roderich Kalbitzer, geboren am 11. August 1911 zu Essen als Sohn des Steigers Philipp Kalbitzer, evangelischer Konfession, besuchte die Grundschule und die Kruppoberrealschule in Essen-West. Ostern 1931 trat ich in die Unterprima des Realgymnasiums zu Essen-Bredeney ein, wo ich Ostern 1933 das Abitur bestand. Ich studierte Theologie und Philosophie in Gießen SS. 33, WS. 33/34, in Kiel SS. 34, WS. 34/35, in Bonn SS. 35, WS. 35/36. Die mündliche Prüfung fand statt am 24. Juni 1936.